THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Do Not
Circulate

821

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

1. Regierungsrat und Oberamtmann EULER. 2. Geheimrätin von SCHWAB und SOPHIE EULER geb. Goullet

3. Consistorialrat REHBOCK. 4. Consistorialrat Prof. der Theologie Dr. A. RITSCHEL, Dr. jur. h. c.

5. Mathematiker PAUL LEONHARD EULER. 6. Justizrat Dr. LUDWIG HEINRICH EULER.

7. Senior Consistorialrat Pfarrer Dr. STEITZ. 8. Director CARL VOGEL. 9. Pfarrer ANTON WEHNER.

Lichtdruck Kühl & Co., Frankfurt a. M.

FAMILIEN WAPPEN
DES GESCHLECHTS EULER

Aus alter und neuer Zeit.

Frankfurter Familien- und Zeitgeschichten.

★

CUM TEMPORE.

Von

Sophie Schulz-Euler.

Mit einer Wappentafel, neun Porträts und einer Silhouette.

Druck und Verlag
von
Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Dem Andenken meines Vaters

Ludwig Heinrich Euler

gewidmet.

I.

In ihrem behaglichen Wohnzimmer zu Homburg in der Pfalz, unweit Zweibrücken, saß Anno 1793 Frau Philippine Euler, Gattin des pfalzzweibrückischen Regierungsrates und Oberamtmannes, Heinrich Ludwig Euler. Um sich herum, am breiten Familientisch, hatte sie ihre Kinder versammelt. Die schöne, stattliche, jetzt 34 jährige Frau war die Tochter des als publicistischer Schriftsteller bekannten pfalzzweibrückischen geheimen Rates und ersten Archivars, Johann Heinrich Bachmann. Seit 1776 war sie ihrem Gatten angetraut.

Vor ihr lag ein rotbezogenes Klöppelkissen, mit zahlreichen Stecknadeln bespickt. Viele Klöppel mit feinem Garne bewickelt hingen daran herunter, welche sie mit außerordentlicher Sicherheit und Schnelligkeit handhabte, so daß man das weiße Spitzenende, dem sie als Zeichen der heutigen Thätigkeit einen roten Wollenfaden eingezogen hatte, sichtbarlich wachsen sehen konnte. Neben ihr saß ihr ältester Sohn, Heinrich Ludwig, 1778 geboren; ein großer kräftiger Knabe von 15 Jahren. Schwarzes lockiges Haar umgab den auffallend schön geformten Kopf, aus dem ein Paar große braune Augen hervorleuchteten, die dem ganzen Gesicht den Stempel einer ungewöhnlichen Intelligenz aufdrückten. Er galt als das Ebenbild seines statt-

lichen Vaters. Die Schwester Philippine, 13 Jahre alt, gleichfalls schwarzlockig mit dunkler Gesichtsfarbe und Augen, und der jüngere Bruder Heinrich Konrad, saßen an der anderen Seite der Mutter. Philippine, die frühzeitig ein schönes Zeichentalent verraten hatte, lag ihrer Lieblingsbeschäftigung ob, und Heinrich löste auf einer Tafel Rechenaufgaben, womit die Mutter den lebhaften Knaben stundenlang beschäftigen konnte, ohne daß er es überdrüssig wurde.

Der älteste Sohn, der Louis gerufen wurde, hatte des Vaters Stammbuch vor sich liegen, welches aus Jena vom 10. Dezember 1767 datierte. Er war ganz darin versunken, und wenn er einen besonders schönen Spruch fand, so schob er das Buch der Mutter hin. Diese las das Bezeichnete, und knüpfte häufig eine Lehre daran, denn es war jetzt schon bestimmt, daß Louis, gleich seinem Vater und Großvater vor ihm Jus studieren sollte — Alles, was darauf Bezug hatte, interessierte ihn aufs lebhafteste. Am meisten Freude aber machte es ihm, die häufig im Stammbüchlein vorkommenden lateinischen Aussprüche zu übersetzen. Dabei half ihm denn wohl auch die Mutter, mit den Kenntnissen, die sie Vater und Sohn in den Stunden, die der Erstere dem lernbegierigen Knaben extra gab, abgelauscht hatte.

An den grünen Holzläden vor den Fenstern rüttelte der Wind; das Feuer im großen grünen Kachelofen brannte, denn es war ein kalter Januartag. Den Tisch hatten sie dicht ans Fenster gerückt, um noch möglichst lange von der Tageshelle profitieren zu können.

„Nun Heinrich," sagte die Mutter, „Du lutschest ja am Griffel, als ob es Süßholz wäre, und brütest; geht's nicht weiter?"

„Ei Mutter, es muß!" sagte der Knabe, mit lebhaftem Aufblitzen der gleichfalls großen braunen Augen, der Euler'schen, wie die Mutter sie nannte. „Aber es ist verdeurelt schwer! die Probe stimmt nicht, und doch krieg' ich die Lösung nicht anders heraus! Sollen wir mal zusammen probieren, Mutter?"

„Ei, warum nicht gar, Heinz! Strenge Dich nur an; selbst ist der Mann! bist doch nicht umsonst ein Verwandter vom berühmten Mathematiker Paul Leonhard Euler!"

„Ach Mutter," rief der Knabe, „Sie wollten uns ja auch immer einmal das schöne Bild vom Onkel aus St. Petersburg zeigen, und uns vorlesen, was hinten drauf geschrieben steht. Der Vater ist nicht da, darf ich es aus seinem Studierzimmer holen?"

„Ich will es lieber selber von der Wand nehmen. Ihr wißt, es ist ein Cabinetstück und der Vater sehr eigen damit. Der Onkel hat es ihm selber geschickt!" Sie erhob sich. Sie war von Mittelgröße und eine rundliche Frau. Ein kluges, gutgeschnittenes Gesicht mit schön gewölbter Stirne. Das braune Haar umgab, der Mode der Zeit gemäß, in kleinen Löckchen das Antlitz.

Sie kehrte bald darauf zurück, ein Bild und ein Buch in der Hand.

„So, nun kommt mal dicht heran, Ihr Dreie, wir wollen studieren. Seht ihn nun einmal genau von Nahem an. Seht, so schaut er aus, der weltberühmte Mathematiker, der unserer Familie zur höchsten Ehre gereicht! Schaut die kluge Stirne, das charaktervolle Kinn, die sinnierenden Augen! Geboren ward er zu Basel Anno 1707 am 4. April. Schön stolz sind die Basler auf ihren großen Landsmann! Und hier in dem Buch, da ist die Lobrede, die sein bedeutendster Schüler und Nachfolger, Nicolaus Fuß, auch ordentlicher Professor und Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, am 23. October 1783, nachdem Onkel Leonhard am 7. September 1783 in St. Petersburg gestorben war, vorgetragen hat. Ja, in dem Büchlein, da steht was von Weisheit drin, Kinder. Das muß Euch der Vater einmal vorlesen, damit Ihr erfahrt, was der Onkel leistete und wie ihn die Welt ehrt. Und wenn Ihr erst bedenkt, daß er zweimal erblindete, und blind blieb bis an sein Ende, und dann Alles im Kopfe ausrechnete, mit seinem eminenten Gedächtnis, und nicht ruhte und rastete bis zu seinem Todestag. Ja, Du schaust mit großen Augen drein, Heinz! Und willst mit der Tafel nicht allein fertig werden? Und seht hier, unter dem Kopfe, den Globus, das Fernrohr, Zirkel, Winkel und die Rolle. Und ganz unten das uralte Euler'sche Wappen, das springende

Reh. Die Devise ist „Eile mit Weile“ und unser Sinnspruch „Semper idem!“ Nun Louis, Du Lateiner, was heißt das?“

„Immer derselbe, Mutter,“ sagte stolz der schöne Knabe, mit blitzenden Augen, „und der Vater sagte, das müsse für alle Zeit unser Wahlspruch sein!“

„Ja mein Sohn, so sagte der Vater,“ erscholl eine tiefe Stimme von der Zimmerthür herüber. Und erfreut aufblickend riefen Alle:

„Der Vater, der Vater!“ Die Kinder sprangen herzu, ihm die Hand zu küssen, während sein Weib ihm die Lippen bot. „Ei sieh, da liegt ja mein schönes Bild vom Paul Leonhard, und die Lobrede! Das nenn' ich die Kinder gut beschäftigen, liebes Weib. Gelt Kinder, das ist was Großes und Schönes hier?“

„Vater,“ sagte Heinrich, „ich rechne auch so schrecklich gern, und der Lehrer sagt in der Schule immer, es sei mein bestes Fach! Nichts thue ich lieber!“

Der Regierungsrat strich lächelnd über den Kopf des Knaben. „Ja, Heinz, strenge Dich nur an; vielleicht ist ein Körnlein Begabung vom Onkel auf Dich übergeflogen! Aber nun setzt Euch einmal Alle her, und hört zu. Ihr wißt, unser gnädigster Herr und Landesvater hat mich heute in der Frühe schon per Wagen holen lassen, und eben komme ich vom Karlsberg. Viel Ernstes haben wir besprochen; Serenissimus ist in schweren Sorgen, denn es sieht trübe genug aus im Lande. Jetzt petitionieren die Homburger Bürger, Waffen wollen sie haben, jeder wehrhafte Mann für sein Heim! Von drüben meldet man Truppenzusammenziehungen, und die Neufranken, diese schlechten Patrioten, rauben und plündern. Da hat es schon seine Berechtigung, daß Jeder sich wehren möchte! Pfalzzweibrücken ist in Gefahr, und unser teurer Herzog Carl II. hat mir den Brief da mitgegeben und mir anbefohlen, mit den Bürgern Rat's zu pflegen. Ich will ihn Euch vorlesen; in so ernsten Zeiten sollte Jeder wissen, wie es draußen aussieht. Schon einmal, Anno 1689 haben die Franzmänner unsre schöne Pfalz übel zugerichtet, und unsre ehrwürdige Stadt Speyer hat

sich noch nicht ganz wieder davon erholt, so barbarisch ist dorten gehaust worden. Unser Herrgott mög' uns in Gnaden bewahren. Aber es dunkelt; hole uns erst die Lampe, liebes Weib, dieweil ich mit den Kindern den Tisch vor's Kanapee schiebe."

Die Gattin ging hinaus und kehrte bald darauf zurück, eine brennende grüne Oellampe mit weißem Glasschirme tragend. Nun saßen die fünf Menschen um den Tisch herum; der Regierungsrat holte den Brief aus seiner Brusttasche und las, während Aller Augen an seinen Lippen hingen.

„Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr Landes-Vatter!

Humburg den 15. January 1793.

Wir sämmtliche Burger haben Eine Hoffnung bey Ihr Durchlauchtigsten Herzog, Eine Gnad zu Enthalten, das doch Ihr Durchlaucht befehlen lies, das die Humburger Burger sich auf Gewähr und Seyden-Gewähr und auf Pulver und Bley richten; dan warum, das wan solches Lumbengesinn und Französisches Paterjotisches Zeuch will einfallen und uns beraubben, damit das man sich währen kann. Dan wan Ihr Durchlaucht auf dem Karlsberg angegriffen wird, so wagen wir Humburger Burger und lassen unser Leben für Ihr Durchlaucht; und das söllt in alle örder und stätt anbefohlen werden. Dann ist einiger Burger hier, der hat Nachricht bekommen von einem Guten Freund, der hat ihm geschrieben aus Frankreich, so ville von den schlechten Paterjoten in das Zweibrücker Land wollten einfallen, und könnte man sich doch währen. Und könnt man das stehlen und Raubben verjagen. So könnt man nachts Batroll machen; wann man sie kürt, so werden sie auf alle Dörfer bekannt machen wann sie kommen, das man störmen soll — wir haben ja Katzenköpf, das man störmen soll und sich auf Gewähr richten als wie sie es schon auf ville örder gethan haben. Und unser Regierungsrath Euler wird sich als ein getreuer Stadt-Komidand Einstellen und den Leude zusprechen. Und wir haben uns zu beklagen, das man uns des Lebens Nahrung, das

Vett-Fieg, aus dem Lande treubt, um alles zu verteuren. Dann es wird noch zur Zeit übel aussehen — es sind auch etliche so in Humburg waren, wan wir sie einmahl antreffen, so schlagen mir si, das sie nach Gott schreyjen. So soll man nach den Teutschen handeln, und nicht nach den Paterjoten.

Wir hoffen, das bey Jhr Durchlaucht wir die Gnad erhalten. Wir wollen uns auch halten wie getreue Unterthanen, als wie sie es zu Lauteren in der Pfalz gethan haben und auf Ville örder.

Humburg, 13. Januvary 1793.

Getreue Burger.

Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr.

Auf dem Karlsberg.

Mit ängstlichen Gesichtern hatten Gattin und Kinder dem Regierungsrat zugehört. Jetzt sagte die Erstere:

„Und was wird nun geschehen, Ludwig?"

„Das will reiflich überlegt werden, um so mehr, als ich, vom Fürsten kommend, ein Schreiben aus Saarbrücken von Dern bekam. Er teilt mir darin mit, daß sie dorten die Kallermann'sche Legion, oder wie sie jetzt heißt, la légion de la Moselle, zur Einquartierung bekommen werden, nebst einem Corps Husaren. Wie stark sie ist, weiß Dern noch nicht, doch sprach der General, der am 9. in Saarbrücken bei ihm war, von 2500 Mann. Aus den Dispositionen, die sie treffen, und nach der Verlegung der Vedetten, ließe sich so viel schließen, daß es die Absicht sei, den Saarstrom zu befestigen. Die nach der französischen Seite zu liegenden Orte haben auch Einquartierung erhalten, doch sei der General nicht dazu disponiert, zur Erleichterung der Städte auch Truppen in die Dörfer über der Saar zu legen. Weiter als Saarbrücken gingen vorläufig die Truppen nicht, also sei zur Zeit für uns hier nichts zu befürchten. Das Fourage-Magazin ist in Saarbrücken angelegt worden, bis jetzt aber noch so gering, daß entweder die Truppen nicht lang dableiben, sondern, wie es heißt, ins Elsaß zurückgehen, oder aber,

das Land muß liefern! Dem fügt hinzu," sagte der Rat, indem er den Brief entfaltete:

Wir erhalten die besten Versprechungen, aber dieses benimmt uns unsre Furcht nicht. Die Plätze der Vorwachten sind so gewählt, daß sie eine große Vorsicht gegen befürchteten teutschen Ueberfall, besonders aus dem Trierischen, sichtbar machen. Sollte ich nach eingerückten Truppen mit Sicherheit noch etwas melden können, so werde ich es thun!

Das Alles klingt ernst genug! Diesen Brief muß ich morgen erst dem Herzog vorlegen, ehe ich mit unsern Bürgern Beratung pflegen kann. Ja, liebes Weib, liebe Kinder, wir leben in einer ernsten Zeit, und nur Gott kann wissen, welche unsere Wege sein werden! Vertrauen wir auf ihn!"

II.

Als die Kinder nach dem Abendbrot, das der damaligen Sitte gemäß, selbst in vermögenden Familien, höchst einfach zugerichtet wurde, und hier aus einer Suppe und Eatwergbrotschnitten bestand, den Eltern die Hand zur guten Nacht geküßt hatten, saßen diese noch lange auf, in tiefernsten Gesprächen. Die kluge, resolute Frau war nicht nur die geliebte Gattin, sie war auch die treue Gehülfin und Vertraute ihres Gemahls. Der oft von Geschäften überbürdete Mann, den sein hoher Herr in allen ihn persönlich betreffenden Angelegenheiten zu Rate zog, wie die fast täglich im Euler'schen Hause einlaufenden Briefe und Billetchen von der Hand des Herzogs bezeugten, weilte viel auf dem Karlsberge, um dann, zurückgekehrt, sich noch den Berufsangelegenheiten, bis in späte Nachtstunden hinein, zu widmen. Da war denn die kluge Frau gar oft Sekretär und Schriftordner und Vollmittragende an den Sorgen ihres Gatten.

Als ganz junge Frau hatte sie die schweren Zeiten an seiner Seite miterlebt, da Oesterreich mit der seltsamen Prätension herausgetreten war, Niederbayern, die Herrschaft Mindelheim, die Oberpfalz und die Landgrafschaft Leuchtenberg an sich zu nehmen. Fast wäre dieser Länderhandel, zu dem sich der Anno 1778 an die Regierung gelangte Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und in Bayern, Nachfolger des trefflichen Kurfürsten Maximilian († 30. Dezember 1777) herbeiließ, geglückt. Der, in Angst vor der ihm angedrohten österreichischen Waffengewalt, eingeschüchterte Regent hatte schon einen Vertrag am 3. Januar 1778 unterzeichnet, der das Wesentlichste der österreichischen Ansprüche bewilligte. Der pfälzische Agnat und Erbe Carl Theodors, Carl II. von Zweibrücken, dessen Rechte man so verteilte, schien als ein kleiner Herr nicht im Stande, dem deutschen

Kaiser Joseph II. und dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern entgegenzutreten. Ohne mächtige Hülfe war daher die Teilung Bayerns vollendet. Dies fühlten schmerzzuckend alle Anhänger der bayrischen Integrität, und im Zweibrück'schen hallte ein Empörungsschrei durch das Land.

Tief fühlte den heißen Schmerz um das geliebte Land die verwittwete Gemahlin des Herzogs Clemens von Bayern († 1770) und als ihre, des Pfalzgrafen Carl und seines Gesandten Hofenfels in Wien Vorstellungen dorten nichts fruchteten, da blieb nur ein Weg übrig — die Opposition wandte sich an König Friedrich II. von Preußen, der mit scharfem Auge diese geplanten österreichischen Machtvergrößerungen verfolgt hatte.

Eulers, die ihr schönes Vaterland mit glühendem Patriotismus liebten, hatten es miterlebt, was es heißt, einem politischen Taschenspiele zusehen zu müssen, ein ohnmächtiges Volk die Faust in der Tasche machen zu sehen.

Da aber, als die Not am größten war, denn der hartbedrängte Carl II. war in tiefster Mutlosigkeit, wenn auch mit großem Widerstreben, drauf und dran, den Vertrag vom 3. Januar zu unterzeichnen, da kam der Abgesandte Friedrichs II., Graf Görz, als harmloser Reisender verkleidet, zu dem ohnmächtigen Fürsten. Zu spät freilich, um bei Oesterreich und Carl Theodor die Sache zu hemmen, aber doch noch gerade recht, um die verlassenen Bayern und den entmutigten Pfalzgrafen Carl II. aufzurichten. Die Folge davon war, daß der Zweibrück'sche Agnat die Anerkennung des Vertrages nunmehr versagte und am 16. März eine feierliche Erklärung ablegte, ohne Preußens Wissen und Willen keinen Schritt zu thun. Somit scheiterte denn jede Hoffnung der Gegner, doch noch bei ihm durchzudringen.

Dagegen verpflichtete sich Preußen am 28. März, die Rechte des pfälzischen Hauses und die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu verteidigen.

Von da an trat Graf Görz öffentlich als Gesandter des Preußischen Königs am Zweibrück'schen Hofe auf.

Aber es folgte nun eine schwere Zeit für die Pfalz. Carl Theodor grollte dem Herzog Carl II., der eine von ihm, dem Mächtigeren, schon aufgegebene Sache glücklich durchgeführt hatte; der gewappnete Kriegszustand zweier sich gegenüberstehender mächtiger Herrscher, Joseph II. und Friedrich II. drückte auf jedes Gemüt, auf Handel und Wandel. Die Zahl der Bewohner in einem der gesegnetesten Länderstriche der Welt war durch schlechte Verwaltung und Auswanderungen so herabgekommen, daß man die offiziellen Angaben über den Bevölkerungsstand nicht gerne bekannt machte; doch konnte man nicht verbergen, daß je der 19. Mensch ein Bettler war, und durch das Auswandern die Zahl der Weiber die der Männer um ein Bedenkliches überwog.

Friedrich II. hatte ein ansehnliches Heer an die böhmische Grenze rücken lassen. Ohne sein kluges Zögern wäre es rasch zum Kampfe gekommen. Er hoffte aber, daß dank der Verschiedenheit des politischen Systems, Joseph II. und seine Mutter, die Kaiserin waren uneinig, es zu neuen Verhandlungen kommen, und Blutvergießen vermieden werden würde.

Freilich rieb der kriegerische Zustand auch ohne Schlacht Menschen genug auf, und dauerte bis in den Winter, wo man es dann endlich mit neuen Verhandlungen versuchte. Es kam am 13. Mai 1779 zu Teschen zum Frieden. Darin wurden die Ansprüche Aller abgefunden. Oesterreich mußte den Vertrag vom 3. Januar aufgeben und sich statt eines Ländererwerbs von einigen hundert Quadratmeilen mit kaum vierzig begnügen, denn nur das Innviertel wurde ihm zugesprochen. Dann war eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe gekommen. Aber es war trotzdem keine glückliche für das Land gewesen. Mißwirtschaft von Oben herunter, Zank und Streit im Innern, Parteilichkeiten, Unterdrückung der reformierten Confession, erneutes Heranwachsen des Anno 1774 aufgehobenen Jesuitenordens, pfäffisches Wesen auf den Universitäten (von Protestanten saß damals in Heidelberg auf der Universität in der theologischen Fakultät nur einer, Heddäus). Fürchterliche Überschwemmungen am 5. und 6. Januar 1784, mit strenger Kälte abwechselnd, doppelt fühlbar

im Volke durch den Mangel an Holz. Am 26. und 27. Februar desselben Jahres kam abermals eine Überschwemmung, welche die ganze Unterpfalz, das Neckarthal, in eine Wasserwüste verwandelte. Jahrelang waren die Folgen dieser Katastrophe noch nachzufühlen.

Dann war das Jahr 1789 herangekommen. Im Juni desselben hatten schon die Bewegungen in Frankreich begonnen, denen das alte Europa mit seinen Höfen und Regierungen unterliegen mußte. Natürlich waren die Grenzprovinzen am Rhein die gefährdetsten.

In Hangen und Bangen lebte man weiter, und auch diejenigen, die noch Verachtung vor dem revolutionären Frankreich heuchelten, waren doch innerlich vor einem drohenden Überfall in Todesangst.

III.

Das Euler'sche Ehepaar gehörte in erster Linie zu denjenigen, die mit sorgendem Herzen die Zustände in der geliebten Heimat verfolgten. War das kurpfälzische Land unter der langen Regierung Carl Theodors tief unglücklich, so daß es oft genug ausgesprochen wurde, daß man selbst durch die zerlumpten Kämpfer des Republikanismus schwerlich härter gedrückt werden würde, als durch die pfälzischen Landschreiber; hörte man furchtbare Anklagen aussprechen gegen das Regiment Carl Theodors, so hatte doch auch im kleinen Pfalz-Zweibrücken Herzog Carl II. die Sympathien eingebüßt. Daß er die Religion seiner Vorfahren gegen die katholische vertauscht hatte, verzieh man ihm nicht. Daß er in den schweren Zeiten Unsummen Geldes verausgabte, Prachtbauten, wie den Karlsberg, errichtete und dorten üppiges Hoflager hielt, wochenlange Jagden veranstaltete, bei denen es zuging wie im Hirschparke Ludwig XV., während das Volk dazu die Gelder aufbringen mußte und sich unter den schweren Lasten krümmte, machte ihn mißliebig. Er war ein harter Kopf und gegen seine Manie, ein Klein-Versailles aus seinem Hofe machen zu wollen, kämpften seine, es mit ihm wohlmeinenden, ehrlichen Ratgeber vergeblich an. Euler, durch seine Stellung, seinen Charakter und seinen scharfen Verstand vom Fürsten sehr geschätzt, kannte allerdings besser wie irgend einer auch die guten Seiten seines fürstlichen Herrn*) und ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren,

*) Anmerkung. Hierdurch erklärt es sich, daß auf dem Umschlage der von Euler hinterlassenen Briefe des Herzogs Carl II. an ihn, folgendes geschrieben steht:

„Verschiedene eigenhändige Billets des höchstseel. Herrn Herzog Carl 2ten von Pfalzzweibrücken, meines ewig unvergeßlichen Herren an mich, bei der französischen Invasion 1792, welche in meiner Familie, als ehrenvolle Denkmäler des von mir genossenen Vertrauens dieses vortrefflichen und zu sehr verkannten und verlästerten Fürsten aufzubewahren sind.

L. Euler."

verhehlte sich aber nicht, daß der Fürst es nicht verstanden hatte, den damals herrschenden Unsitten sich zu entziehen, noch auch sich das Wohlwollen seiner Landeskinder zu erhalten. Um so sorgenvoller sah er den von allen Seiten sich anhäufenden Complicationen entgegen. Täglich kamen von und gingen zum Karlsberge die Vorboten der Ereignisse — wie Gewitterwolken zog es sich zusammen, und als diese sich endlich entluden, die Franzosen das linke Rheinufer überfluteten und die Neufranken in das zweibrücker Land einfielen, Herzog Carl II. aus dem Lande vertrieben wurde, da hieß es auch für seine Beamten, flüchten, um nur das nackte Leben zu retten.

Wie sein Schwager Bachmann vor ihm, so flüchtete nun auch Euler, der bis zuletzt ausgehalten hatte, mit Zurücklassung seines ganzen Besitzes und Vermögens mit seiner Familie, fort aus der teuren Heimat — nach Frankfurt.

IV.

Im Haus „Zum Strauß", an der Ecke der Buch- und Schüppengasse, saß Anno 1796 die Regierungsrätin Euler an ihrem Schreibtische. Es war dieser ein altes Familienstück, das von der ganzen Familie in Ehren gehalten wurde. Der Rätin Bruder, Bachmann, hatte bei seinem Wegzuge aus Zweibrücken mit noch einigen andern Euler'schen Raritäten auch den Schreibtisch mitgenommen. Die kleinen und großen Schubladen hinter dem Bauche des Möbels hatte man mit Familienpapieren und wichtigen Briefschaften, darunter auch die Briefe des Herzogs Carl an Euler, gefüllt, das Bild Paul Leonhard's mit der Lobrede, Stammbücher und Stammbaum waren auch darin geborgen, und somit erhalten worden. Das alte Pult war mit feinen Hölzern eingelegt, aus denen Bilder geformt waren. Hände, Füße, Köpfe von Menschen und Tieren waren von Elfenbein. Ueber dem Schreibtisch hing der Euler'sche Stammbaum, geschmückt mit dem alten Wappen der Familie, eines schweizerischen Geschlechtes, dessen ältester bekannter Ahnherr, Hans Euler-Chelpin 1540 geboren war. Den alten Familiennamen Chelpin haben einzelne Stämme der weitverzweigten Familie wieder angenommen.

Nach ihrer Flucht von Homburg hatte sich die bedrängte Familie an den Staatsrat Simon Moritz von Bethmann gewendet. Dieser, der den Regierungsrat Euler in seiner Stellung als persönlichen Consulenten des Pfalzgrafen Carl schon länger gekannt und geschätzt hatte, war ihm hülfreich entgegengekommen. In dem, der Bethmann'schen Familie gehörigen Hause „zum Strauß" hatte die Familie Euler eine Heimstätte gefunden, und warme, aufrichtige Freundschaft. Eine städtische Stellung hatte man dem Regierungsrat, als Reformiertem, abgeschlagen, während sein Schwager, der pfälzische Regierungsrat, Joh. Heinrich

Bachmann, als Lutheraner, bald Anstellung gefunden hatte. Derselbe wurde schon 1801 zum Syndicus ernannt, und 1816 Schöffe des Senates. Indessen gelang es Euler, dank seiner großen juristischen Kenntnisse, als Privatconsulent, namentlich auch sich der Wertschätzung und des Vertrauens des Staatsrates erfreuen, bald, die Lebsucht für sich und seine Familie zu erwerben.

Wenn es ihnen nun auch verhältnismäßig gut erging, und man sich soweit zurechtgefunden hatte, so fraß doch der Jammer um die Heimat und um alles, was man hatte zurücklassen müssen, am Herzen des Ehepaares. Ein offenes Ohr und trostreiche Worte fand die Rätin in ihren Sorgen bei Frau Bethmann*), der trefflichen Frau Catharina Margaretha geb. Schaaf. Eine aufrichtige Freundschaft verband die beiden Frauen. Jetzt aber weilte Frau Bethmann in Leipzig. Das war ein schwerer Ausfall im Leben der Regierungsrätin, für den ein Briefwechsel nur schwachen Ersatz bot.

Die Rätin war eben daran, den letzten Brief von Frau Bethmann zu beantworten. Er datierte aus Leipzig vom 11. October 1796 und enthielt viel liebe Trostworte. Eine Stelle daraus war besonders wohlthuend auf der Rätin Gemüt gefallen. Sie lautete:

„Fassen Sie Muth, liebe Freundin, Gott wird die Waffen unsres Kaisers ferner segnen, und uns hoffentlich diesen Winter den so sehnlichst gewünschten Frieden bringen, wo Sie dann mit den Ihrigen in Ihre geliebte Heimath zurückkehren können. Briefe aus Wien lassen mich dieses hoffen, indem man uns schreibt, daß von dem Direktorium aus Paris ein Courir in Wien eingetroffen sey, welcher sehr wichtige Aufträge habe. Gott gebe, daß wir bald die gesegneten Folgen davon erfahren. Da ich wahrscheinlich bis zum Frühjahr hierbleibe, so hoffe ich, Ihnen nicht mehr in Frankfurt zu finden — ich hoffe solches, weil ich gern auf das Vergnügen Ihnen zu sehen, Verzicht thue, wenn

*) Gattin von Johann Philipp Bethmann, der 1748 das Bankhaus Gebr. Bethmann gründete mit seinem jüngeren Bruder Simon Moritz, welcher kinderlos starb. Johann Philipp starb 1793. Die Familie Bethmann stammt aus den Niederlanden.

ich Ihnen dafür in einer glücklicheren Lage mit den Ihrigen weis. Es wird mich sehr erfreuen, öfters schriftliche Nachrichten von Ihnen zu erhalten und ich bitte Sie versichert zu seyn, daß ich an Ihrem Schicksal den wärmsten Antheil nehme!"

Ja, das waren trostreiche Worte, aber ihre Erfüllung so fern, so fern! Wie fürchterlich sah es in der Pfalz aus! Mit Ausnahme weniger Plätze war das ganze linke Rheinufer in französische Hände gekommen. Die Versuche der deutschen Heere, das Verlorene zurückzuerkämpfen, fruchtlos. Der Gedanke einer Vereinigung des linken Ufers mit Frankreich war schon laut ausgesprochen worden. Bald sah auch die Pfalz auf dem rechten Ufer die feindlichen Heere. Im September 1795 war Pichegru im Angesicht von Mannheim erschienen; am 20. September war ihm auf seine Aufforderung zur Übergabe der Stadt, dieselbe übergeben worden, ohne nur einen Widerstand versucht zu haben. Man munkelte von Verrat, denn Mannheim war wohl befestigt, reichlich mit Munition und Proviant versehen gewesen. Dabei waren zwei kaiserliche Heere so nahe schon gerückt, daß die Stadt hätte in einigen Tagen gedeckt sein können. Als diese sich bemühten sie den Franzosen wieder zu entreißen, ward sie zur Beute der rasenden Kriegsfurie. 21,105 Schüsse flogen in ihre Mauern, die Bomben richteten furchtbare Verwüstungen an. Kein Haus blieb verschont. Die Stadt glich einem Trümmerhaufen als am 22. November 1795 die Kapitulation unterzeichnet wurde und die französische Besatzung auszog.

Pfalzgraf Carl II. war im April 1795 gestorben; ihm folgte sein Bruder Maximilian Joseph als Erbe seiner Rechte. Sein Herzogtum hatten ihm die Umwälzungen der Zeit genommen. Wer konnte damals ahnen, daß ihm dafür später ein großes Kurfürstentum, bald darauf eine Königskrone zu Teil werden sollte!

Bei allem Leide waren Eulers aber nicht darnach angethan, dauernd den Kopf hängen zu lassen, und auch bei ihnen erwies sich die Zeit als eine Trösterin, unfehlbar, durch ihr nie rastendes Walten. Das Leben erforderte außerdem das Einsetzen aller ihrer Kräfte. Die Kinder wuchsen heran, und mit deren

Einwurzeln in die Frankfurter Verhältnisse, fingen auch die Eltern an, erst unmerklich, aber sicher, Wurzeln in dem andern Boden zu schlagen. Als später dem Regierungsrat eine höhere Staatsstelle von der fürstlich Primatischen Regierung angetragen wurde, lehnte er sie ab, da er gelernt hatte, sich in dem Zuschnitte seines gegenwärtigen Lebens behaglich und zufrieden zu fühlen.

Der älteste Sohn Louis, der infolge seiner großen Befähigung und seines eisernen Fleißes rasch das Frankfurter Gymnasium auf dem Paulsplatze absolviert hatte, war im Frühling 1797 nach Tübingen gezogen. Es war ein feierlicher Tag gewesen, als am frühesten Morgen eine Kutsche aus dem Hauderersgasthof „zur Gerste", aus der Fahrgasse, der Kannengießergasse gegenüber gelegen, anlangte, und der schöne, blühende Sohn, der Rätin Stolz und Freude, davon fuhr, um auf der fernen Universität dem juristischen Studium obzuliegen. Das ihm mitgegebene Stammbuch, in welches, der Sitte der Zeit gemäß, erst die Eltern und nächsten Verwandten, die besten Wünsche, schöne lehrreiche Sprüche eingeschrieben, enthielt auch die Segenswünsche seiner ihn schätzenden Lehrer. Da hatte sich zuerst der Konrektor des Gymnasiums, Jacobus Theodorus Franciscus Rambach mit einem lateinischen Spruche verewigt. Ihm folgte der Prorektor Joh. Jac. Scherbius, diesem der Lehrer der Mathematik und Zeichenkunst J. G. Lambert. Stolz hatte Louis diese Zeichen des Wohlwollens seitens seiner Lehrer den Eltern vorgelegt. Mit dem Sohne war ein ganz Stück Mutterherz mit fortgezogen, während des Vaters Augen mit Stolz dem begabten, stattlichen Jüngling nachschauten, der, sich aus der Kutsche beugend, noch immer mit dem Tuche winkte. Jetzt kam er an der reformierten Kirche in der Mitte des großen Kornmarktes vorüber. Diese war auf Gesuch der reformierten Gemeinde vom Rat am 15. November 1787 bewilligt worden, freilich ohne Turm und Glocke, aber doch innerhalb der Ringmauern der Stadt. Die Gemeinde erwarb das alte von Stallburgische Stammhaus für den damals sehr hohen Preis von 45000 fl. Anno 1789 erhob sich an der Stelle des alten Gebäudes der Bau der deutsch-reformierten Kirche.

Jetzt bog der Wagen oben um die Ecke, und verschwand in der Sandgasse.

Die Tochter Philippine hatte sich im Malen gut vorangebracht. Alles was ihr in den Weg kam und Zeit dazu hatte, mußte ihr sitzen. Außerdem kopierte sie eifrig, was sie nur immer erwischen konnte. Zum Kochenlernen hatte sie sich erst mit 21 Jahren entschlossen, und ein von ihr geschriebenes Kochbuch verrät, wie man bei Eulers speiste, und welchen Luxus man mit Butter und Eiern damals trieb, die wohl nur sehr wenig gekostet haben müssen.

Heinrich, der Jüngste, war aufs Gymnasium gekommen, um ihm später die Wahl eines Berufes freizulassen. Entgegengesetzt dem älteren Bruder, waren es weniger die alten Sprachen, die ihn anzogen. Sein Hang zur Mathematik und Rechenkunst, seine Neigung zur Kaufmannschaft, traten immer stärker hervor. Er war der spezielle Liebling des Staatsrates, der an dem geweckten, heiteren und lebensvollen Knaben große Freude hatte. Eines Tages erklärte er den Eltern seinen Wunsch, ihn in seinem Hause in die Lehre nehmen, und für dasselbe heranziehen zu wollen. Dagegen konnte der Regierungsrat nichts einwenden, obwohl es gegen alle Familientraditionen ging, einen Euler sich nicht den ernsten Wissenschaften widmen zu sehen.

Vorläufig war Heinrich der Sonnenschein des Hauses. Er, der Jüngste, hatte die Heimat vergessen. Er wurzelte mit allen Fasern in der großen, lebendigen Stadt! Jede Straße, jedes Gäßchen kannte er; besonders anziehend waren ihm die stolzen Patrizierhäuser mit den oft merkwürdigen Namen, denen er gerne nachforschte. Das Herumstrolchen nahm ihm mehr Zeit weg, als für seine Schulaufgaben förderlich war. Aber, ein sehr offener kluger Kopf ermöglichte ihm trotzdem den regelmäßigen Aufstieg in die höhere Klasse. Darin verstand der Regierungsrat auch keinen Spaß, und Heinrich wußte das, und hatte vorm Vater einen Heidenrespekt. Sehr mystifiziert hatte ihn das lebensgroße Bild des Straußen an dem Bethmannschen Hause, und es war amüsant gewesen, als er eines Tages mit glänzenden

Augen nach Hause kam, und mit seiner Weisheit auspackte. Er hatte sich ein Herz genommen, und den Konrektor Rambach nach der Geschichte des Straußes gefragt und folgendes vernommen:

Anno 1577 kam auf den Wahl- und Krönungstag ein Strauß in Frankfurt an und ward gezeigt. „Derselbe", so heißt es in alten Schriften, „nahm den Kindern ganze Kränzlein von Blumen, Federn, messingen und hölzernen Schnüren von den Köpfen und verschluckte sie." Zur Erinnerung an dieses, die Bürgerschaft in Scharen herbeilockende Ereignis, ward das lebensgroße Bild des Vogels auf die Hauswand gemalt, und ihm folgende Inschrift gegeben, die sich aber allerdings im Laufe der Jahrhunderte verwischt hatte:

„Ein Strauß war anderthalb Jahr alt,
In Größ und Form gleich dieser Gestalt.
Von Tunis in Barbarien Land
Ward uns 1577 bekannt."

„Und wissen Sie auch Vater," fuhr der Knabe wichtig fort, „wie komisch unser Haus früher geheißen hat?"

„Nun, Heinz?" fragte der lächelnd.

„Zum Gissubel oder Gieshubel, und das sei vom Gießen hergekommen. Früher wären hier in der Schüppengasse mehrere Türme gewesen, und an dem jetzigen Hause müsse auch einer gewesen sein. Und von diesen Türmen hätte man dem Feinde siedendes Wasser und Pech auf den Kopf gegossen. Das wäre aber schon lange her, und nur noch aus alten Büchern und Schriften zu entnehmen. Und als Luther Anno 1521 am 14. April hierher kam, und am 27. April wieder von Worms zurückkehrte, da logierte er jedesmal im Haus zum Strauß, und das gehörte damals einem Gastwirt, der hieß Wolf Bronner, genannt Pareute, und da war es ein Gasthof. Und in unserer Buchgasse haben nur Buchhändler ihre Läden gehabt und der Buchhandel hätte hier am Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts geblüht wie nirgends sonst und erst später hätte er sich nach Leipzig hingezogen!"

„Und das Alles hat Euch der Herr Konrektor erzählt?“ sagte der Rat.

„O, und noch viel mehr, Vater!“ frohlockte Heinrich. „Er hat uns auch gefragt, ob wir uns denken könnten, von was die Schnurgasse ihren Namen hätte. Da rief Einer „von einer Schnur!“ Da lachte er und sagte, weil sie nicht wie eine Schnur ist, wohl? Nein, Kinder, weil dorten die Zunft der Wollweber saß, und von dem Schnurren ihrer Webstühle hatte der Volksmund aus der Gasse die Schnurrgasse gemacht — daraus sei dann nachher die Schnurgasse geworden. Aber die Zeile, die hätte ihren Namen von der schönen geraden Bauart her, wie man ja heute noch die geraden Reihen der Weinstöcke in den Weinbergen, oben auf dem Sachsenhäuser Berg, die Zeilen nenne. Und denken Sie nur, Vater, Anno 13 und 1400, da wären auf der schönen Straße die Viehmärkte gewesen, und die zogen sich von der früheren Bornheimer-Poothen bis zur Bockenheimer-Poothen, was die Katharinenpforte wurde, und damals nannte man die Gegend „uff dem Fehemarkt an der Zyle“. Und da waren lauter Viehtränken die ganze Straße entlang, denn das Vieh hätte eine große Rolle gespielt, und der Stadt viel, viel Geld eingebracht. Und der Herr Konrektor sagte, es sei riesig interessant, wie sich in Frankfurt alles geändert habe, und er wolle uns nächstens einmal eine ganze Stunde davon erzählen. Da schrieen wir Alle — „bitte bald, bald, Herr Konrektor!“ Aber Vater, wenn ich nicht nach unserm Strauß gefragt hätte, wäre es dem Herrn Konrektor doch nicht in den Sinn gekommen, uns all das zu erzählen!“

Der Vater lachte vergnügt: „Ja Heinz, wer viel fragt, der viel hört! Wir nennen Dich ja nicht umsonst unser Fragezeichen! Behalte es nur auch alles schön, hörst Du?“

„Ei, das habe ich mir alles aufgeschrieben, Vater, und viele von den andern Buben auch, und sie wollen es auch alle zu Haus erzählen!“

Es war selbstredend, daß die zweimal im Jahre stattfindenden großen Messen, so hochbedeutend für den damaligen Handel, des Knaben höchste Wonne waren. Das Gymnasium

lag aber auch so schön dicht dabei; an der Ecke des Paulsplatzes und der neuen Kräme, ein großes dunkles Gebäude. Und von da war es nicht weit bis zum Pfarreisen. Der Name zum Pfarreisen aber war daher gekommen: Der um den Dom in früheren Zeiten gelegene große Kirchhof hatte eine hohe Mauer gehabt. Dieselbe war anno 1557 vom Magistrat der Stadt niedergerissen worden. Der Kirchhof wurde in engere Grenzen gebracht, und auf dem dadurch gewonnenen Raum schon anno 1571 einige Kaufläden errichtet. Bei den Eingängen des Kirchhofes aber lagen früher eiserne Roste, um das Vieh davon abzuhalten. Man pflegte sie die „Pfarreisen" zu nennen, und die Fabrikrechnungen darüber sind noch aus den Jahren 1487 und 1489 vorhanden.

Der letzte dieser eisernen Roste oder „Pfarreisen" lag bei dem Eingange des großen Thorbogens zwischen dem Kreuzgange und der Michelskapelle, und er hat sich noch lange Zeit erhalten, selbst nach der Veränderung des Kirchhofes. Da aber, wie es heißt, „die Frauenspersonen mit den spitzen Absätzen hangen blieben und niederfielen", wurde auch dieses letzte Pfarreisen abgeschafft.

Der Platz zum Pfarreisen, obwohl dann kein Kirchhof mehr, galt doch noch immer als ein gefreiter und von aller weltlichen Jurisdiction ausgeschlossener Kirchenplatz. Obgleich das Domstift am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Läden gegen schwere Zinsen in bürgerliche Hände hatte kommen lassen, so durften doch ihre Besitzer nie nach Willkür Bauveränderungen darin vornehmen. Die Ladenbesitzer waren verbunden, an den vornehmsten Festtagen ihre Läden ganz zu schließen, an den übrigen Feiertagen sie erst nach der Predigt zu öffnen. Dem Custos oder Glöckner lag es ob, über das Einhalten aller Bestimmungen, die noch anno 1763 an der Sakristei angeheftet waren, zu wachen. Wachen durften nicht über das Pfarreisen ziehen, noch weniger Gefangene darüber geführt werden. Man litt nicht, daß Schubkarren durchfuhren, zu deren Abhaltung Haspel und Steine bei den Eingängen gesetzt waren. Den Juden war streng verboten, den Platz zu betreten, und wagte es einer, so lief er Gefahr, eine Tracht Schläge zu erhalten, oder er wurde

durch Wegnahme seines Hutes und Mantels gepfändet, „wie es mehrmalen geschah“. So verhielt es sich mit dem „Pfarreisen“ bis 1770.

Erst zur Zeit der französischen Revolutionskriege fingen die Leute an, die Läden auch an verbotenen Tagen zu öffnen. und da die anwesenden Franzosen nach ihren Grundsätzen liberté et égalité allenthalben predigten, auch Religion und Geistlichkeit vieles zu befürchten hatten, mußte man geschehen lassen, daß alles das dorten vor sich ging was vorher strenge verboten gewesen war. Selbst den Juden wurde erlaubt, über das „Pfarreisen“ zu gehen.

Das Pfarreisen hatte vier Eingänge. Die ältesten waren diejenigen vom Markte und der Kannengießergasse. Ferner eine kleine Thüre beim Garküchenplatze, wo ehemals auch ein Haspel stand, und der Eingang mit einer Treppe gegenüber der Dechanei. Die beiden letzten wurden erst 1572 verfertigt.

Mit ein paar Sätzen waren die Buben inmitten der Herrlichkeiten. Und wenn man auch kein Geld hatte, was zu kaufen, es war doch schon eine Wonne, all die Kostbarkeiten anzustaunen, und das Wasser sich einem im Munde zusammenlaufen zu fühlen. Als einmal gab aber auch die Mutter einen Kreuzer her, und dann war man reich wie ein König, denn ein Kreuzer, das waren ja vier ganze Heller! Wie lange konnte man sich dabei besinnen, was man für sein Vermögen eintauschen wolle, obwohl man eigentlich von Anfang an wußte, daß ein schöner brauner Lebkuchen, mit Figuren drauf und einer Mandel in der Mitten, das höchste der Gefühle, und das Endziel aller Wünsche war! Natürlich war es Heinrichs Vorrecht am Geleitsmittwoche die Geleitsbretzeln für die Familie einzukaufen. Da war auf dem kleinen Kornmarkt ein Bäckerladen mit einem nach der Straße offenen Geschoß, mit einem Gitter von Holz. Da lagen Stöße des köstlich duftenden Gebäckes, und die Bäckin saß dahinter mit der Geldkatze umhängen. Und die Bretzeln gingen rasend schnell ab — dann kamen neue aus der Backstube.

Wie oft Heinrich aber die 365 Stufen des Pfarrturms erklettert hatte, war gar nicht auszurechnen. Der alte Türmer

war schon sein Freund geworden, und erzählte dem wißbegierigen Knaben schöne Geschichten, von den Raubrittern aus den Taunusburgen, den Schelmen von Bergen, und den Rittern von Sachsenhausen. Am liebsten aber hörte Heinrich von der alten Brücke erzählen, denn dabei ward es ihm ganz gruselig zu Mute. War da nämlich nebst den Brückenmühlen noch ein Häuschen gewesen, das sogenannte Rattenhäuschen. Darinnen hatte ein Mann gewohnt, der hieb den Ratten die Schwänze ab und warf die Tiere dann in den Main. Jeder nämlich, der eine Ratte brachte, bekam einen Heller, und der Brauch hielt an von 1498 bis nach 1555. „Da waren wohl alle Ratten weggefangen?" frug Heinrich den Türmer, und er war sehr erstaunt, daß der Alte das nicht mit Gewißheit bejahen wollte. Im Jahre 1569 wurde dann das Rattenhäuschen den Bürgern überlassen, die mit Pulver handelten. Und auf der Brücke war auch der Richtplatz, wo man dem Verbrecher, dem die Strafe des Ertränkens war zugesprochen worden, aburteilte. Man setzte ihn da nieder, band ihm die Kniee, Hände, Arme und den Hals, und warf ihn dann in den Main. Der Ort, wo bald bei Tage, bald bei Nacht die Strafe vollzogen wurde, war der Kreuzbogen, weil dorten die Strömung am stärksten, die Körper somit nicht leicht an die Stadt heran getrieben werden konnten. Das eiserne Kreuz stand der Richtstelle gegenüber, und der über das Kreuz gesetzte Hahn sollte den armen Sünder, wie einst den Petrus, an die schuldige Buße über seine Sünden erinnern. Als Anno 1633 am 9. August die Frankfurter gegen die Schweden auf der Brücke fochten, wurde der alte Hahn heruntergeschossen und fiel in den Main, worauf der Rat am 11 Januar 1636 einen neuen an seine Stelle setzen ließ. Die Strafe des Ertränkens wurde 1613 zum letztenmale an einer Frau vollzogen. Und wie schön war es erst, wenn es Hochwasser gab, und der Main seine gelben Fluten bis auf den Römerberg und in das Leonhardsthor hineinwälzte, man auf Pritschen laufen und in Nachen fahren konnte. Überhaupt, der große breite Strom, der Main, der nahm den Knaben ganz gefangen. Auf der Brücke, in der Nähe vom großen Karl, vor dem er einen

Riesenrespekt hatte, weil er das schöne Frankfurt gegründet, da konnte er stundenlang stehen, hinunterschauen und das Getriebe bewundern, bis ihn sein Freund, der Pfarrturm, und die alte ehrwürdige Dreikönigskirche in Sachsenhausen durch ihre Glockenschläge an die fliehende Zeit erinnerten. Dann bekam die Mutter gar mancherlei erzählt von dem, was er gesehen und gehört hatte, und sie freute sich des klugen, lebhaften Buben, und sagte eines Abends zu dem Gatten, wie gut es doch die Kinder der großen Städte hätten, die, spielend, früh schon so manches sähen und sich aneigneten, was in kleinen Orten mühsam gelernt werden müsse, weil es so fern läge. Das kluge Wort der Alten, daß die Götter diejenigen lieben, die sie in einer großen Stadt das Licht der Welt erblicken lassen, hatte in ihrer Seele einen Wiederhall gefunden.

V.

Die Jahre kamen und gingen! Die Eltern erlebten die Freude, ihren Sohn Louis als Dr. juris und Advokaten im Jahre 1801 in den Frankfurter Bürgerverband aufgenommen zu sehen.

Der Sohn Heinrich absolvierte im Bankhause von Bethmann seine Lehrzeit, machte für dasselbe größere Reisen, so z. B. nach England und Frankreich, und wurde schon frühzeitig zum Prokuraträger ernannt. Später erhielt er auch eine Gewinnbeteiligung, und verblieb bis zu seinem Lebensende in dieser Stellung, und mit dem Chef des Hauses in stets freundschaftlichen Beziehungen. Er hatte sich zu einem selten großen, kräftigen Manne ausgewachsen, und in seiner Uniform als Major der Bürgergarde mit wehendem Federbusch, sah er imponierend aus. Frankfurter war er mit Leib und Seele.

Die Tochter Philippine blieb unvermählt, lebte ganz ihrer Kunst, und als die Rätin hoch in ihren sechziger Jahren starb, aufrichtig von den Ihren und einem großen Freundeskreis betrauert, da führte sie dem Vater die Haushaltung bis an sein Ende. Er starb mit 74 Jahren. Sie selber hatte einen großen Freundeskreis, half überall aus, wo man in Bedrängnis war. Auch mit Frau von Bethmann-Schaaf blieb sie innig befreundet, las der fast erblindeten alten Dame täglich mehrere Stunden lang vor, wie es, vor ihr, die alte Rätin Euler gethan hatte. Von Philippine Euler rühren auch die vielen Erzählungen her, die sie späterhin dem Brudersohn, Louis Euler, machte, und die sich in der Familie vererbt haben. Sie konnte wunderschön aus vergangenen Tagen plaudern, da noch die „alte Frau von Bethmann", wie sie hieß, im Hause des Sohnes präsidierte. Dieselbe, eine große, sehr starke Dame, ernst und würdig in ihrer Haltung,

dominierte mit imponierender Ruhe, der sich Alles im Hause unterordnete. Ihr ganzer Charakter, ein unbeugsamer Wille, ein scharfer Verstand, standen in ihren Zügen gegraben. Sie kleidete sich stets majestätisch, im Winter in weiten Sammetgewändern, im Sommer in weißen Geweben. Ihr ganzer Stolz aber gipfelte sich in ihrem Sohne Simon Moritz, der nach Philippinens Erzählungen eine in jeder Beziehung seltene Erscheinung gewesen sein muß. Neben seinem großen Geschäftsgeiste, seiner glänzenden Begabung als Mann der großen Welt, muß er von bestrickender Liebenswürdigkeit, heiteren und großmütigen Charakters gewesen sein. Höchst interessant waren ihre Berichte über das damalige Leben im Bethmannschen Hause. Ein hoher Sinn für Kunst und Wissenschaften herrschte darinnen. Künstler, Gelehrte, Dichter und Dichterinnen kamen und gingen; köstlich war Philippinens Erzählung über die Begegnung der Madame de Staël und der Rätin Goethe im Bethmannschen Hause. Sie wußte ganz genau die Toilette der letzteren zu beschreiben, die kostbaren, echten Spitzen, die prachtvolle goldne Kette, das Geschenk der Königin von Preußen, und die wertvolle Schnupftabaksdose (geschmückt durch ein Miniaturbild des großen Sohnes), aus der sie, mit den ringgeschmückten Fingern, von Zeit zu Zeit eine Prise zu nehmen pflegte. Ihre Erzählung gipfelte in dem Zusammentreffen der beiden Frauen — die Rätin sich verneigend mit den stolzen Worten „Je suis la mère de Goethe“, — welche die „à la Corinne“ mit einem gelben Turban geschmückte berühmte französische Schriftstellerin mit „Ah, je suis charmée“ beantwortete. Hauptsächlich aber betonte Philippine die großen braunen ungemein lebhaften Augen der Mutter Goethes, aus denen eine ganze Welt von Heiterkeit, Verstand und Witz strahlte. Auch damit hatte sie dem Sohne kein geringes Erbe mitgegeben!

Aber auch von den weiteren Besuchern und Gästen des Hauses wußte sie interessant zu erzählen. Die höchsten Herrschaften zählten dazu. Sie erwähnte des Fürsten Primas, des Herzogs von Dalberg, der Fürsten von Metternich, von Hardenberg und Woronzow, des Grafen Tettenborn; Humboldts und Friedrich

Schlegels. Unter den reichen und angesehenen Frankfurter Familien zählte sie die: Brentanos, Guaitas, Schlossers, Metzlers, Gontards ꝛc. ꝛc. auf.

Auch von den materiellen Genüssen, die damals schon eine große Rolle spielten, liebte sie zu erzählen. Man lebte luxuriös im „Baslerhof" in der Buchgasse, so genannt der alten Frau Bethmann zu Ehren, die Schweizer Bürgerin aus dem Kanton Basel war. Sie erwähnte sogar eines französischen Koches, der ein wahres Genie in seiner Kunst gewesen sein muß, und den Gaumen der vornehmen Lebewelt zu kitzeln verstanden hatte. Auch von der wunderschönen Frau des Simon Moritz von Bethmann, der Holländerin Louise Boode, machte sie ein begeisterte Schilderung. Diese muß das Künstlerauge Philippinens ganz besonders entzückt haben. In den Gesellschaften sang die Königin des Gesanges, die berühmte Catalani; es wurden lebende Bilder gestellt, bei welchen die Schönheit und Grazie der jungen Frau von Bethmann Triumphe feierte.

Frau von Bethmann-Schaaf, geboren 1741, starb im Jahre 1822. Der Anno 1768 geborene Sohn, der Staatsrat Simon Moritz von Bethmann starb 1826, hochgeehrt von der Bürgerschaft. Dieser hat er aber auch einen großen und wichtigen Dienst geleistet. Bekanntlich gehörte die Stadt Frankfurt von 1806—13 zum Großherzogtum Frankfurt und war dessen Hauptstadt. Carl von Dalberg war der von Kaiser Napoleon ernannte Großherzog, Fürst-Primas des Rheinbundes. Nach der Schlacht von Leipzig, 18. Oktober 1813 wurde Frankfurt wieder eine freie Stadt.

Der bei Leipzig und am 30. Oktober bei Hanau geschlagene Napoleon zog gen Frankfurt. Im Laufe des Sommers waren viele verwundete Krieger, namentlich Franzosen nach Frankfurt gekommen und in Bretterhütten auf der Pfingstweide gelegt worden.

Der Vortrab des französischen Heeres war schon im Kampfe mit bayrischen Truppen in Sachsenhausen. Da kam die Nachricht, daß Napoleon selber mit dem Hauptteile seiner Armee gegen das Ostende der Stadt anrücke. In welcher Stimmung der Erzfeind Deutschlands sich befand, ist leicht zu denken — ebenso, welche Gefahr es für die Stadt bedeutete, wenn er mit seinem Heere

durch diese gezogen wäre! Das hätte Einquartierung, Plünderung und Verbreitung der schlimmen Kriegsseuche mit sich gebracht.

Um solche Gefahren von Frankfurt möglichst abzuwenden, ritt Simon Moritz von Bethmann, damals Obristlieutenant der Bürgerwehr, in Begleitung des damaligen Maire Guiollett, dem Gründer der Frankfurter Stadtanlagen, dem Kaiser entgegen und führte ihn in sein Landhaus vor dem Friedberger Thor, woselbst Napoleon zu übernachten gewünscht hatte. Das war am 31. Oktober 1813.

Mit weiser Absicht führte Bethmann den finster dreinschauenden Gewaltherrscher auf einem Nebenwege nach der Pfingstweide an den Lazareten vorbei, wo die Stadt die kranken Franzosen verpflegen ließ.

Dem Kaiser, immer ein scharfer Beobachter, fielen die Gebäude auf und er frug nach ihrem Zwecke. Nachdem Bethmann dem Monarchen Auskunft erteilt hatte, sprach dieser, indem er sein Pferd anspornte: „Ich bin Euer Schuldner!"

Und wirklich erließ er den Befehl, das Heer anstatt durch die Stadt, um dieselbe herum zu führen — das Geschützfeuer an der Sachsenhäuser Seite ward eingestellt und am 2. November hatte Frankfurt das feindliche Heer im Rücken.

Freilich brachten die dem französischen Heere folgenden Sieger, die Alliierten, die mit Jubel empfangen wurden, auch Lasten genug und schwere Bürden. Das schlimmste aber war, daß sie die Kriegspest in der Stadt verbreiteten, so daß in den Monaten November und Dezember 1813 Frankfurt einem großen Krankenhause glich und viele hunderte von Einwohnern von der grimmen Seuche hinweggerafft wurden.

Ein ihrem treuen und klugen Bürger errichtetes Denkmal aber vor dem Friedberger Thor, seinem Familiensitz gegenüber, bezeugt den späteren Geschlechtern den Dank und die Anerkennung der Vaterstadt.

Was aus der alten Pfingstweide geworden, das weiß jeder! Nicht jedem der jüngeren Generationen aber ist es bekannt, daß daselbst in früheren Zeiten die Waisenkinder der Stadt am Pfingstfest einen „großen Spieltag" bereitet bekamen, an dem

sie mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden; man nannte es das Reisbreifest. Erwähnt wird es zuerst anno 1733 und die damalige große Weide hat wohl ihren Namen daher erhalten. Um das Jahr 1826 herum wurden die Reisbreifeste auf dem Forsthause im Frankfurter Stadtwald abgehalten.

Philippine Euler selbst starb ganz unerwartet bei ihrer, am Typhus erkrankten, liebsten Freundin, einer Frau von Bihl, welche am Ecke des Goetheplatzes und der Junghofstraße wohnte, bei deren Pflege sie sich ebenfalls die tödliche Krankheit holte, der sie erlag.

Louis Euler wurde kaiserlicher Hofpfalzgraf, trat 1807 als wirklicher Kabinets- und Regierungsrat in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg, wurde 1821 kurhessischer Geheimer Hofrat, und war seit 1825 Mitglied der ständigen Bürgerrepräsentation. Er war ein bedeutender Jurist, und hat eine Reihe im Druck erschienener Schriften hinterlassen. In seinem Hause auf der Hochstraße, dem jetzigen Scharff-Fellnerischen Hause, herrschte ein reger geselliger Verkehr der bedeutendsten Leute; er selber war ein geistreicher, imponierender, schöner Mann, von hoher Statur, wie ein Ölbild von ihm bezeugt. Er starb 1832, kinderlos. Die Frankfurter Oberpostamtszeitung brachte am 2. März 1832 folgenden Nachruf:

„Am 29. Februar starb zu Frankfurt a. M. der kurfürstlich hessische Geh. Hofrat Dr. jur. Euler, einer der ausgezeichnetesten Rechtsgelehrten und Advokaten dieser Stadt."

VI.

In der Mitte des mit dem alten Schöppenbrunnen gezierten Krautmarktes in der Höllgasse, liegt das Haus „Zur Wolkenburg". Dasselbe kommt 1290 urkundlich zum erstenmale vor, und gehörte einer Patrizierfamilie Wolkwinus. Dieselbe verkaufte es 1303 an Wigel von Wanebach.

In dem geräumigen Hofe dieses Hauses stand Anno 1817 die Frau Sophia Louise Euler, Gattin von Heinrich Conrad Euler, dem jüngsten Sohn des Regierungsrates. Sie war in erster Ehe mit dem Kaufmann Kling, in Firma Kling & Kissel, verheiratet gewesen, aus welcher Ehe sie zwei Söhne, Gottfried und Gustav, besaß. Nach kurzer Wittwenschaft war sie die zweite Ehe eingegangen. Sie war eine mittelgroße, außerordentlich lebhafte Frau, mit feurigen braunen Augen, zierlich gebaut und ungemein jugendlich für ihr Alter; sie war sieben Jahre älter als ihr zweiter Gemahl. Da das Haus viel zu groß für die Familie war, so hatte schon seit Jahren die Sitte bestanden, die Parterreräume an Meßfremde zu vermieten, welche die gute Lage, so nahe dem Meßgetriebe, wohl zu schätzen wußten. Vor einigen Tagen war der, seit Jahren alljährlich zweimal im Jahre einkehrende, bedeutende Leinwandfabrikant aus Eibau in Schlesien, Jeremias, eingetroffen, und Frau Sophia, die, der alten Sitte gemäß, eine große Vorliebe für ein bis oben hin vollgepfropftes Leinwandspind hatte, konnte es kaum erwarten, bis die großen Kisten ausgepackt und die prächtigen Waren in den Parterrestuben ausgebreitet lagen. Etwas Schöneres konnte man aber auch dermalen kaum sehen, als diese sächsische Leinewand, diese wundervollen Damast-Gebilde echten Hausmacher Leinens. Der Herrin und Besitzerin des Hauses zur Wolkenburg kam es natürlich in erster Reihe zu,

die Schätze ihres Mieters zu besichtigen, und zu diesem Zwecke war sie denn auch die schöne breite Treppe des alten Patrizierhauses heruntergestiegen; nun stand sie bewundernd da, in umfangreicher schwarzseidener Schürze über dem faltigen seidenen Rocke, der, mit dem echten weißen Spitzenfichu à la Marie Antoinette gezierten, viereckig ausgeschnittenen Schneppentaille, und den bis zum Ellenbogen reichenden, ebenfalls mit echten Spitzen verzierten Ärmeln. An dem Schürzenband hing an einem Sprungring ein ansehnlicher Schlüsselbund. Das reiche schwarze Haar war höchst kunstvoll in unzähligen Löckchen und Schleifchen aufgesteckt und an jeder Seite hingen zwei große Locken an dem schlanken Halse herunter. Frau Sophia war eine elegante Frau und legte Wert auf ihr Äußeres. Sie war aber auch eine ungemein kluge, witzige Frau von seltener Bildung, denn das Lesen war ihre größte Liebhaberei, der sie von jeher viel Zeit gewidmet hatte.

Die von Hause und von ihrer ersten Ehe her vermögende Frau war die Tochter der zur Zeit der Hugenottenverfolgungen aus Frankreich geflüchteten Staatsbeamtenfamilie Goullet; ihre Mutter die Bankierstochter Marie Salomé de Miville. Die Familie hatte in einem Maltheserschlosse in Oetzingen in Schwaben ein neues Heim gefunden. Die älteste Tochter, Marie Antoinette, war die Gattin des Geheimrat von Schwab in Stuttgart geworden, die Schwägerin des Dichters Gustav Schwab und des berühmten Bildhauers Dannecker*). Die jüngste, Sophia Louise, die jetzige Frau Euler. Die Lebendigkeit beider Schwestern, die Gewandtheit mit der sie bis ins höchste Alter hinein, die französische Sprache beherrschten, mit deren Ausdrücken sie noch immer ihre deutsche Rede zu spicken pflegten, verrieten ihre Herkunft. Als kurz nach Frau Sophiens zweiter Verheiratung ihre Schwester mit Gemahl und Schwager Danneker zu einem Besuche im Euler'schen Hause erschienen, und der bedeutende

*) Geboren am 15. Oktober 1758 in Würtemberg, Schüler von Pajou und von Canova, Professor an der Karls-Akademie und gestorben im Jahre 1814. Er war der Freund Schillers, Herders und Goethes gewesen. — Letzterer hat ihn bekanntlich als Mensch und als Künstler „eine herrliche Natur" genannt!

Künstler durch Eulers im Bethmann'schen Hause eingeführt wurde, entstand der Plan zur Schaffung eines Kunstwerkes aus des Künstlers Hand bei der kunstliebenden Familie Bethmann, der später durch Erschaffung der weltberühmten Ariadnegruppe verwirklicht wurde. In die Zeit dieses Besuches fällt auch ein kleines künstlerisch ausgeführtes Profil-Relief-Miniaturmedaillon, die zwei schönen Schwesternköpfe darstellend, von des Schwagers Hand.

Der dem Ehepaar Euler am 23. April 1813 geborene Knabe, Ludwig Heinrich, das Patenkind des Geheimrat Euler, und nach diesem Louis gerufen, und die beiden Söhne Gottfried und Gustav Kling, belebten Haus und Hof des großen Hauses, von denen letzterer ein prachtvoller Spielplatz war. Der stand nun freilich zu den Meßzeiten ebenso auf dem Kopfe wie die Bevölkerung überhaupt. Die Messen waren damals Ereignisse von höchster Wichtigkeit. Monatelang verschob man den persönlichen und häuslichen Bedarf, um ihn auf den berühmten Messen zu decken. Diese Sitte hielt noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts an. Welche Hausfrau hätte sich nicht bei noch so viel zerschlagenem Geschirr beholfen, um in der Messe die Lücken zu füllen? Der Topf- oder richtiger gesagt „Dippemarkt", war weit und breit berühmt. Da kamen die Hausfrauen in Begleitung der Mägde, die große Körbe trugen, kauften feilschend, bis nichts mehr unterzubringen war, um dann glückseligen Herzens mit den ächzenden Trägerinnen heimzukehren. Ebenso berühmt waren die Gothaer Schuh- und Stiefelbuden und nun gar die Nürnberger Spielsachen und Lebküchlereien!

Die beiden Söhne Kling hatten sich im Lauf der Jahre selbständig gemacht. Louis, der Stiefbruder, den aber warme Liebe mit den beiden verband, entwickelte sich indessen körperlich und geistig zu einem prächtigen Knaben. Er war der Liebling der damals noch lebenden Regierungsrätin, die körperlich und geistig in ihm ihren geliebten Sohn Louis wieder jung geworden zu sehen glaubte. Vom Großvater und vom Patenonkel Louis hatte der Knabe die sich früh verratende Lust zum Studieren geerbt. Er war nicht nur, wie dieser seinerzeit, ein Musterschüler, er hatte auch

die Liebhabereien seines Onkels geerbt. Keine Lust zum Herumtollen mit anderen Knaben, Bücher und Sammlungen anlegen, das war seine Freude. Jeder Heller Taschengeldes ward zum Ankauf von Büchern aufgespart; schon früh hatte er sein Zimmer voller Regale, Sammlungen von Muscheln, Steinen und Siegeln. Sein Zimmer war seine Welt; zu den gesundheitsmäßigen Spaziergängen mußte man ihn hinaustreiben. Er mußte regelmäßig den Vater auf dem Bethmann'schen Bureau abholen, da das Gymnasium auf dem Paulsplatze, dessen Direktor damals Vömel war, ja so nahe lag. In dem Bureau an der Buchgasse kannte man den schönen klugen Knaben mit den großen braunen Augen gut, und zwischen den Söhnen des Hauses und Louis bestand eine Freundschaft, die bis in die spätesten Lebensjahre vorhielt, und sich in der Thatsache dokumentierte, daß der spätere Chef des Bankhauses, Simon Moritz, bis an sein Ende das Vertrauen und die Freundschaft Eulers, als seines persönlichen Consulenten, in Anspruch nahm.

Im Jahre 1831 bezog Louis die Universität Heidelberg, um, wie es sich eigentlich von selbst verstand, die Rechte zu studieren. Im Jahre vorher hatte er am 30. August bei der Progression im Kaisersaale des Römers eine Rede auf Tiberius Gracchus gehalten. Er war 17 Jahre alt gewesen. Das große Euler'sche Haus zur Wolkenburg war einsam geworden!

VIII.

In der Schulstraße in Sachsenhausen stand das mehrstöckige Pfarrhaus der lutherischen Gemeinde. Ein schöner großer Garten mit vielen Obstbäumen und Stauden, blühenden Rosen und Blumenbeeten schloß sich daran an. Hinten im Garten stand ein Wasch- und Bügelhäuschen, vor demselben eine Geißblattlaube mit Sitzplätzen, und einem runden Tische, dessen dickes Bein solid fest in dem Erdboden saß. Es war der Lieblingsaufenthalt der Pfarrerfamilie während der Sommermonate, in den Mußestunden. Heute freilich gab es vorläufig nichts derart. Aus dem Häuschen klangen lachende helle Stimmen. Allda weilte die Frau Pfarrerin Sibylla Rehbock mit ihren sechs Töchtern, alle tüchtig an der Arbeit. In großen Körben lagen ganze Berge blütenweißer, köstlich nach Luft und Bleiche riechender frischer Wäsche, und am großen Tische, der die Mitte des Raumes einnahm, stand die Mutter, umgeben von den fleißigen Mädchen. Es galt die Wäsche zu sortieren, anzufeuchten und in Rollen zu drehen für den folgenden Tag, an welchem eine Büglerin ihre Thätigkeit beginnen sollte. Es war alles systematisch eingeteilt. Den Kleinsten waren die Taschentücher und sonstigen kleinen Stücke zugewiesen, mit den Größeren wuchsen auch die Wäschestücke. Es war ein köstliches Bild! Vor der Thüre, auf zwei Stühlen, lag in einem niedlichen Körbchen, hell vom warmen Sonnenlicht beschienen, ein rosiges, ganz kleines Büblein. Das war das vor einigen Wochen geborene, zehnte Kind des Rehbock'schen Ehepaares, der kleine Christoph. Und das schlief, schlief, als wenn es nichts wichtigeres auf der Welt zu thun gäbe. Frau Sibylla, jetzt eine Frau von 38 Jahren, strahlte in Schönheit und Frische, und kein Mensch, der unwissend in den Kreis dieser fröhlichen Menschen hineingetreten wäre, hätte die kleine rosige, jugendliche

SUS. MARIA DIETZ, GEB. VON HITTEN
1757—1797.

PFARRER FRANZ THEODOR DIETZ
1748—1818.

Lichtdruck Kühl & Co., Frankfurt a. M.

Frau für die Mutter dieser sechs Mädchen gehalten, die ihr sämtlich über den Kopf gewachsen waren. Zwei davon waren Bräute, die Jüngste 9 Jahre alt. Sie hatten alle an den ausgeschnittenen, höchst einfachen, aber tadellos sauberen Kattunkleidchen halblange Ärmel, und die herausschauenden, vielen runden rosigen Frauenarme waren in unausgesetzter Bewegung. Dabei sang, lachte und scherzte das alles durcheinander, daß, obwohl der kleine Bursche nicht durch Stille verwöhnt war, die Mutter mitten heraus manchmal nach dem Schläfer schaute und sagte: „Wir dürfen aber unser Cry'chen nicht aufwecken, Mädcher!" Dann schauten alle Augen zärtlich nach dem herzigen kleinen Geschöpfchen; eins oder das andere schlich sich wohl auch auf den Zehen herbei und guckte in das Körbchen: „Gottlob, er hat einen gesunden Schlaf," lachte die Mutter, „zum Spazierentragen und Schaukeln hätten wir aber auch wirklich keine Zeit!"

Die blühende Frau war als Tochter des lutherischen Pfarrers Dietz und dessen Gattin aus erster Ehe, einer geborenen von Hilten (die zweite Frau war eine Zeitmann), aus Altfrankfurter Familie, aus wohlhabendem behaglichem Heim heraus mit 17 Jahren ihrem Erwählten, dem Pfarrer Thomas Johannes Rehbock, dessen Vater der Besitzer einer großen Privatschule für angesehener Leute Kinder in der Steingasse war, in sein Heim gefolgt. Sie war ein wunderschönes zierliches Mädchen gewesen, und der zwölf Jahre ältere Mann unbändig in sie verliebt. Als nach neun Monaten das erste Kindlein erschien, da war das Glück des jungen Paares vollkommen! Als aber mit mathematischer Sicherheit alle 1½—2 Jahre eins dazu kam, da ward das junge Gesicht der Pfarrerin hin und wieder recht ernst, wenn sie ihrem Gemahl ein Geheimnis in die Ohren raunte. Denn wenn es auch noch einfache Zeiten waren, und man auf Luxus und Wohlleben keinen großen Wert legte, es kostete doch alles Geld, und mit jedem Kinde mehr Geld; und wie man weiß, waren in Frankfurt die Herren Pfarrer nicht so gestellt, so hoch man sie auch schätzte und ehrte, um Reichtümer in die Scheuern aufstapeln zu können. Die Eheleutchen griffen nicht gern ihr schönes Kapitälchen an, das sie von beiden Seiten mit

in die Ehe gebracht hatten. Den Herrn Pfarrer konnte aber so leicht nichts aus der Contenanz bringen, und als beim sechsten Kind der Gattin Gesichtchen wirklich recht, recht ernst wurde und sie in bangem Ton fragte: „Ach, Thomas, wie sollen wir's nur fertig bringen, es war schon mit Fünfen ein arg Überlegens," da sagte der Pfarrer mit unzerstörbarer Ruhe und würdevollem Gottvertrauen: „Liebes Wyldchen, giebt Gott das Häslein, so giebt er auch das Gräslein!"

Ob sich die junge Mutter dadurch nun grade sehr getröstet fühlte, vermag ich nicht zu sagen; es ließ sich aber an der Thatsache nichts ändern, daß sie mit 38 Jahren ihr zehntes Kind geboren hatte.

Zweie davon waren ihr allerdings durch den Tod entrissen worden. Seit diesen Schicksalsschlägen hatte die Pfarrerin nicht mehr geklagt, wenn Gott wieder ein „Häslein" gab. Gottlob, er hatte ja auch immer das „Gräslein" gegeben, und noch dazu der Mutter einen Vorrat an Kraft und Gesundheit, der es ihr ermöglichte, den schweren verantwortlichen Pflichten, für die vielen kleinen Menschenkinder zu sorgen, voll gerecht zu werden. Ihr „gläubiger Thomas" hatte Recht behalten!

Die Pfarrerfamilie war stadtbekannt. Der sehr beliebte und beschäftigte Pfarrer hatte eine große Gemeinde, in deren Mitte die acht Kinder heranwuchsen, gesund an Leib und Seele. Da von den sechs Mädchen immer eins noch hübscher war als das andere, erfreute sich jeder an ihrem Anblick. Allnachmittaglich ging der Pfarrer in seinem gravitätischen und behaglichen Gang, die lange Pfeife im Mund, nach dem Forsthaus. Alles was laufen konnte, mußte mit, und wie die Orgelpfeifen zog die Kinderschar hinter dem Vater drein. Die größten Mädchen strickten unterwegs, denn die Zeit war zu kostbar, um sie verthun zu können. Alle Strümpfe für die sämtlichen Familienbeine wurden eigenhändig gestrickt, und das war bei zwanzig Beinen keine Kleinigkeit. Das hinderte aber nicht, daß die jungen Menschen unterwegs recht vergnügt waren, und wenn es sich nun so traf, daß die zwei Verlobten hin und wieder mitgingen und noch einen und den andern Freund mitbrachten, dann gab es der

Heiterkeit kein Ende. Dem ganzen Schwarm voran stolzierte der Pfarrer mit unzerstörbarer Würde. Das Bild war so stadtbekannt, daß die Leute in gutmütiger Weise über den „Rehbock mit den sechs Geißlein" ihre Scherze machten. Das genierte den Herrn Pfarrer aber gar nicht. Eines Tages frug ihn ein Spaßvogel:

„Ei Herr Pfarrer, Sie gehen wohl alle Tage auf's Forsthaus?"

„Alle Tage, lieber Freund!"

„Auch wenn's regnet?"

„Auch wenn's regnet, dann geht die Geschicht mit Parapluies vor sich."

Diese kleine Unterhaltung machte die Runde, und kam auch zu den Ohren des Frankfurter Lokaldichters Malß, der sie später so köstlich seinem Millerchen im „Bürgerkapitän" in den Mund legte.

VIII.

Während die Thätigkeit im Waschhause unvermindert voranschritt, kam das Mädchen aus dem Wohnhause gelaufen, um der Frau Pfarrer einen Besuch anzumelden.

„Wer ist's denn, Liesche?" frug diese.

„Ei, Frau Parrer, ich kenn die Madamm nit," sagte Lieschen, „awer, als ich err gesagt habb, die ganz Familch wär im Garte, da hat se gesagt, sie deht gern in de Garte komme!"

„'sist gut", lächelte Frau Sibylla, „führe die Dame in die Laube."

Und zu den Töchtern gewandt setzte sie hinzu: „Bleibt nur an der Arbeit, Kinder; Arbeit schändet nicht, und Jeder weiß, daß wir fleißige Leute sind!" Und sie glättete rasch den blondlockigen Scheitel, strich das Kleid glatt und wechselte die weiße gegen die schwarzseidne breite Schürze. Darauf ging sie leichtfüßig dem Besuche entgegen.

Sie kannte die Dame nicht, die in hellem Sommerkleid, einem großen, vorn mit Bindbändern zugebundenen Hute, der das Gesicht trefflich vor der Sonne schützte, daherschritt. Ein leichter Shawl lag quer über dem Rücken, vornen in Enden mit Fransen herunterhängend, ein Ridicül, ein grüner Sonnenvogt (wie man dazumal die Fächer nannte) und ein paar Filethandschuhe vervollkommneten den Anzug. Die Füße waren mit Kreuzbänderschuhen bekleidet.

Mit liebenswürdigem Lächeln und ausgestreckter Hand trat die Besuchende der Pfarrerin entgegen.

„Ich muß sehr um Vergebung bitten, verehrte Frau, daß ich so sans façon zu Ihnen komme, noch dazu mit einer Bitte."

„Desto besser," entgegnete die Hausfrau, „ich freue mich immer, wenn ich jemanden gefällig sein kann. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Gerne, aber erlauben Sie, daß ich mich Ihnen erst vorstelle. Ich bin Frau Sophia Euler aus der Wolkenburg."

„O," rief die Pfarrerin erfreut, „Frau Euler, das freut mich aber! Ich habe schon oft von Ihnen gehört. Meine Schwiegersöhne sind Bekannte Ihres Herrn Sohnes!"

„Ja, und gerade wegen meines Sohnes komme ich als Bittende zu Ihnen. Es ist mir so viel davon zu Ohren gekommen, wie gesellig und lustig es in Ihrem großen Familienkreis zugeht, und da mein Sohn jetzt für lange Ferienwochen herkommt, solch ein Einsiedler in unserm stillen großen Hause ist, von früh bis spät hinter seinen Büchern sitzt, so wollte ich fragen, darf er nicht zu Ihnen kommen, um jung mit den Jungen, fröhlich mit den Fröhlichen zu sein? Es thäte ihm so gut! Er wird mir schier zum Philister mit seinen zwanzig Jahren."

„Aber liebe Frau Euler, von Herzen gern erfülle ich Ihre Bitte! Schicken Sie uns Ihren Sohn so oft Sie wollen, und er will! Wir haben immer das Haus voller Leben und fast täglich Gäste. Es geht einfach bei uns her -- Jeder muß fürlieb nehmen — aber wer gern kommt, ist stets willkommen! Ich habe viel Gutes von Ihrem Sohne gehört!"

„Ja," sagte die Mutter stolz, „er ist ein seltener Mensch, unser Louis, fleißig und begabt über alle Maßen -- aber — lustig sollen Sie ihn mir machen helfen, aus sich herausgehen muß er lernen! Darf ich nicht Ihre Familie kennen lernen, das Mädchen sagte, Alles sei im Garten!"

„Ei gewiß, verehrte Frau. Wenn Sie mir ins Waschhaus folgen wollen. Morgens wird bei uns geschafft, daß es eine Art hat — mittags und abends sind die Mädels frei! Sie sind alle dort drinnen, und mein Jüngster ist auch da — nur mein Mann und mein Sohn Alexander sind abwesend."

Als die beiden Frauen plaudernd ans Waschhaus kamen, leuchteten der Pfarrerin Augen, als sie dem Besuche ihre Töchter zeigte:

„Da sind sie alle sechse, wie die Orgelpfeifen!"

Bewundernd blickte Frau Euler von einer zur andern.

„Das muß ich sagen, Frau Pfarrer, so was sieht man

nicht oft beisammen — lauter blühende, gesunde Kinder, das ist ein Gottessegen! Da mag man sagen, was man will!"

Und zu den Sechsen gewandt: „Und so eine schöne junge Mutter dazwischen, daß man meint, sieben Schwestern vor sich zu haben! Man hat mir nicht zu viel gesagt! Da ist Lebenslust und Heiterkeit zu Hause, da kann mein Sohn einmal seine Bücher und Folianten aus dem Kopfe bekommen. Die zwei Großen sind wohl die Bräute, und wie heißt denn die dritte dort mit den prachtvollen Louisenzöpfen auf dem Köpfchen, das fast zu klein ist für die Last?"

„Das ist unsere Marie," sagte die Mutter, während die schlanke Fünfzehnjährige anmutig knixte. „Wir müssen ihr solch eine Flechtenkrone machen, sonst wissen wir nicht wohin mit dem unbändig vielen Haare. Ich sage Ihnen, das ist eine Arbeit alle Tage mit dem Mädchen seinem Haare!"

„Nun, für solch eine Pracht muß man schon ein Opfer an Zeit bringen," lächelte die Dame, indem sie dem Kinde über den Kopf strich.

„Schon konfirmiert?" frug sie gütig.

„Dieses Frühjahr, Madame, als unser Brüderchen gerade gekommen war," antwortete bescheiden das Mädchen.

„Das sind Feste über Feste in solch einer großen Familie — wenn ich denke, wie still es bei uns ist. Sie müssen recht freundlich gegen meinen Louis sein, wollen Sie? Er sitzt immer allein zu Hause unter seinen Büchern und Sammlungen, das geht doch nicht an, für so ein junges Blut, gelt?"

„O, bei uns ist es immer lustig," sagte Marie und schaute mit den schönen blauen Augen auf, „Ihr Sohn wird schon gern wiederkommen, wenn er erst einmal hier war. — Sie kommen Alle immer wieder, gelt Mutter?"

„Ja, sie kommen Alle stets wieder," sagte diese, „und bei dem Wiederkommen haben mir zwei von ihnen meine beiden Ältesten abspenstig gemacht. Hier, Frau Euler, unsere zwanzigjährige Elise, die Braut vom Candidaten Wehner — die müssen noch auf eine Pfarre warten. Aber hier die zweite, Christel, die Braut des Pfarrers Vogel, der hat jetzt seine Pfarre und in

vier Wochen ist Hochzeit. Sie hätten gut noch was warten können, denn Christel ist gerade erst 18 Jahre geworden — aber der Herr Pfarrer will ein Weib in seinem Heim haben. Es ist nur ein Glück, daß es so nahe dabei, in Bonames ist, — wir sind Alle forsche Fußgänger!"

„Gott segne Ihr Vorhaben," sagte Frau Euler, indem sie das Mädchen anschaute. Es war ein selten schönes Geschöpf, hoch und schlank, eine prachtvolle Figur, blütenduftig das junge Gesicht mit den tiefen, großen blauen Augen. Sie hatte nie was Schöneres gesehen. „Ihr Bräutigam ist ein Bekannter meines Sohnes, der Pfarrer Carl Vogel, nicht wahr, ein großer schöner Mann?"

„Ja Madame," erwiderte Christel, hocherrötend.

Und sich zu der Braut des Candidaten Wehner wendend, der bedeutend kleineren, aber ungemein zierlichen und hübschen Elise, sagte Frau Euler lächelnd: „Seien Sie nicht betrübt, daß es mit dem Heiraten noch etwas Weile hat — man ist immer noch frühe genug im Ehejoch, und mit der Ehe kommt das Wehe, wie es heißt. In dem Hause hier wird das Warten wohl nicht schwer?"

Alle lachten vergnügt auf und riefen einstimmig: „Nein, dazu ist's zu lustig bei uns! Und dann haben wir auch viel zu viel zu thun um betrübt zu sein!" Indem wurde der Kleine wach und schrie mörderlich.

„Holla Monsieur," sagte die Mutter lachend, immer gleich gekrischen, sowie er die Augen aufmacht; einen Hunger hat er, na, ich sage Ihnen! Gut, daß so ein flottfließend Brünnlein da ist, sonst könnten wir was von Schreierei erleben! Sie entschuldigen mich wohl, liebe Frau Euler, aber der kleine Tyrann versteht keinen Spaß. Das ist das zehnte Kind, das an der Mutter Brust Kraft und Gesundheit trinkt, ohne dieselben der Mutter fortgenommen zu haben!" Sie sah reizend aus mit dem schönen Knaben im Arm, den sie voll Mutterlust anschaute.

Sie ging hinunter in den Garten mit dem Kleinen, während die ältesten drei Töchter den Besuch bis zur Straße geleiteten, und man verabredet hatte, daß der Sohn an einem der nächsten Abende vom Pfarrer Vogel abgeholt, und zum Abendbrot mitgebracht

werden sollte. Dann aber lief man zurück zur Arbeit, und während dieser wurde viel über den Besuch und den künftigen Gast geplaudert.

„Also Du, Marie," sagte Christel, „sollst Dich seiner besonders annehmen—, ich rate Dir nur, guck ihn nicht zu viel an! Es soll ein wunderschöner Mensch sein, mit großen schwarzen Augen, schwarzen Locken und dito Bart — und was für einem Bart! Und aristokratisch bleich ist er, mit prachtvollen Zähnen, wie ein Nußknacker, und so gelehrt jetzt schon, daß es geradezu unheimlich ist! So sagte mein Carl kürzlich!"

„Ei, ich bin schön neugierig," sagte Marie. „Ob man sich dann wohl mit ihm wird unterhalten können, wenn er so still und ernst ist, und immer an seine Bücher denkt?"

„Ach was," sagte die muntere Elise, „er wird schon mitthun, wenn wir Alle lustig sind. Aber jetzt sind wir fertig, und nun rasch den Tisch gedeckt. Der Vater muß gleich kommen, und nachher geht's aufs Forsthaus und es ist so herrlich Wetter! Und dann weiter auf die Schweinstieg, denn es ist Mittwoch, da kann der Alex auch mit, und Carl und Anton, unsere Herrn Liebsten kommen auch hinaus, und das wird lustig!" Und zwölf Füßchen galoppierten ins Haus, um der Mutter abzunehmen, was sie nur konnten. Die hatte genug mit dem goldigen Knirps zu thun!

IX.

An dem nächsten Familientag, der jeden Sonntag stattfand, brachte Pfarrer Carl Vogel den jungen Studiosus Euler mit. Er paßte genau zu der gemachten Beschreibung. Niemand war überrascht, den schönen schlanken jungen Mann, der infolge seines ernsten bärtigen Gesichtes so viel älter, als seine Jahre lauteten, aussah, sich nicht gleich in den fröhlichen Ton hineinfinden zu sehen. Er hielt sich vorerst zu dem Pfarrer, dem jeden Sonntag der Pfarrer Stein, der Stadtamtmann Gallus und der Rektor Vömel Gesellschaft leisteten. Da wurde denn viel von Heidelberg und den Studenten geplaudert, vom Studium und den dortigen Professoren. Louis beste Freunde dorten waren die beiden jungen Scharffs und Ellissen aus Frankfurt, die gleich ihm Jus studierten.

Im Hause lebte ein junger Musiker, Hermann Hilliger. Er hatte freien Unterhalt, und unterrichtete dafür in der Musik. Elise spielte hübsch Guitarre und sang dazu, Christel, Maria und Alexander waren gute Klavierspieler. So wurde bald Musik gemacht. Die kleineren Kinder tollten im Garten herum, wo Schaukeln und Turngeräte waren. Später promenierten die beiden Brautpaare im Garten, und Euler, der angefangen hatte, aufzutauen, hatte sich die sanfte, anmutige Marie ausgesucht. In ihrer harmlosen, kindlichen Art und Weise verstand sie es am besten, den scheuen jungen Mann sich behaglich fühlen zu machen. Sie frug nach seinen Büchern und Sammlungen, und da leuchtete es ihm nur so aus den großen dunklen Augen. Er erzählte ihr, daß seit seinem 14. Jahre jeder Sparkreuzer zu Bücherkäufen sei von ihm zurückgelegt worden. Er trank nie Bier noch Wein, nur seine Pfeife liebte er; die Zeit, die andere in der Kneipe verbrachten, die gab er seinen Büchern und dem Studium. Der

sinnigen, pflichttreuen Marie war das so recht nach dem Herzen; sie verstand ihn so gut, den ernsten Menschen. Ihr Auge hing an seinem Munde, der beredt wurde, wenn er von den ihn erfüllenden Beschäftigungen sprach.

So machte es sich ganz von selber, daß, da die andern Geschwister noch zu jung waren, Euler und Marie zusammenhielten, und noch während der Ferien war es jedem klar, daß die immer häufiger werdenden Besuche des jungen Mannes, seine Teilnahme an den Spaziergängen lediglich der Anziehungskraft des schönen jungen Kindes zuzuschreiben waren, die ihrerseits die Neckereien der andern Geschwister mit glühendem Erröten über sich ergehen ließ. Sie hatte ja ihr stilles, warmes junges Herz schon seit dem ersten Abend an den seltenen, schönen Jüngling verloren, der so ganz anders war, als alle die anderen jungen Leute, die da kamen und gingen. Sie hatte, ihr selbst unbewußt, ein felsenfestes Vertrauen in den ernsten festen Charakter bekommen, und war ihm gegenüber mitteilsamer, als gegen irgend jemand anderes.

Sie besuchte mit der zwei Jahre jüngeren Friederike noch das Bercht'sche Institut auf dem Paulsplatze, in dem sie eine der fleißigsten Schülerinnen und ein Liebling der Madame Bercht war. Ihre große, ihr selber so ganz unbewußte Schönheit, nach der sich die Leute auf der Straße umdrehten, hatte etwas madonnenhaftes, und als eine solche wurde sie auch einmal von einem durchreisenden, an das Pfarrhaus empfohlenen Künstler für eine römische Kirche gemalt. Mit heimlichem Weh sah sie die Zeit näher rücken, da Louis Euler wieder nach Heidelberg zurück mußte.

X.

Frau Sophia Euler saß im Lehnstuhl auf ihrem erhöhten Tritt am Fenster ihres geräumigen Wohnzimmers im ersten Stock der Wolkenburg. Vor ihr auf dem Nähtisch lag eine Reihe kleiner Bücher, die ihr Sohn aufgetrieben und ihr gebracht hatte. Die wißbegierige Mutter nahm großes Interesse an der Bücherei ihres Louis, und sah und blätterte alles durch, was er heimbrachte. Dieses Mal waren es die schon im vorigen Jahrhundert so beliebten „Taschenbücher für Damen", die schöne Vignetten und die neuesten Geistes-Produkte der gerade lebenden Autoren enthielten. Sie datierten von 1798 an, und in dem Bändchen von 1818 hatte sie eine Geschichte von Goethe entdeckt, betitelt „der Mann von vierzig Jahren", der sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmete. Dem Fenster gegenüber stand das schöne alte Euler'sche Pult, ein Geschenk der Schwiegereltern, und von den jetzigen Besitzern ebenso in Ehren gehalten, wie von den früheren Geschlechtern.

Da ging die Thüre auf; ihr Sohn Louis trat herein, und mit glänzenden Augen und schnellem Schritt auf die Mutter zu. Diese sah erfreut auf. Der junge Mann hatte sich während der Ferien sehr verändert — der tägliche Verkehr bei Pfarrers hatte ihn herausgerissen aus seinem stillen ernsten Wesen. Täglich freute sich die kluge Mutter des Schrittes, den sie damals gethan. Und als der schöne männliche Sohn jetzt in offenem, warmem Ton sagte: „Mutter, ich habe mich eben mit Maria Rehbock versprochen!" war sie nicht eigentlich überrascht. Sie selber liebte das tüchtige, schöne Mädchen!

„Es ist früh, Louis," sagte sie lächelnd. „Maria ist noch ein halbes Kind, und Du hast noch viel zu erreichen, ehe Du ans Heiraten denken kannst!"

„Soll ich vielleicht warten, Mutter, bis sie mir ein Anderer vor der Nase wegschnappt, und dann dastehen wie der Narr im

Nachspiele! Du weißt, wie's in dem Hause geht, wo so viele junge Leute aus- und eingehen, die Alle in sie vernarrt sind. Sie ist erst im März 15 Jahre gewesen, das ist schon wahr; aber Mutter, Christel war noch jünger, als der Vogel um sie warb!"

„Und was sagen Pfarrers, denn ich nehme an, Du hast es ihnen gesagt, und es ist alles in Recht und Ordnung?"

„Natürlich Mutter! Die Mama Pfarrer sagte, sie sei das schon ganz gewöhnt bei ihren Töchtern, und der Papa Pfarrer war überrascht, denn er hatte das von der stillen sinnigen Marie nicht erwartet. „Stille Wasser sind tief," sagte er kopfschüttelnd und „Werden Sie ein ganzer Mann und tüchtiger Jurist, Louis, so wird Gott wohl seinen Segen geben. Mir sind sie lieb und wert!" Vorläufig bleibt es noch geheim, so lange Marie in's Institut geht. Daß ich fleißig voran machen werde, Mutter, das weißt Du — ich bin kein Bummler. Die Unsicherheit hätte mich nur aufgeregt, mir Kopf und Herz benommen. Jetzt wo ich meinen Schatz geborgen habe, wird es ein doppelter Sporn für mich sein. Marie sagte mir zwar, sie würde doch nie einen andern als mich genommen haben, aber — gut ist gut und besser ist besser!"

„Gott segne Dich, mein Sohn," sagte die Mutter gerührt und reichte dem Sohne die Hand, die dieser küßte."

„Was wird der Vater sagen?"

Es fand sich, daß dieser ebensowenig überrascht war, als seine Gattin. Er schätzte die Familie Rehbock ungemein. Die Töchter waren für ihn das Ideal deutscher Mädchen, die Frau Pfarrerin selber in seinen Augen ein Wunderwerk. Daß es dem fleißigen klugen Jüngling frühzeitig glücken werde in Amt und Stellung zu kommen, unterlag bei ihm keinen Zweifel. „Früh gefreit, hat noch niemand gereut," sagte er, indem er dem Sohne die Hand auf die Schulter legte, „und eine liebere Tochter hättest Du mir nicht bringen können!"

So war's nun doch noch ein fröhlich Abschiednehmen geworden, als Louis tags drauf den Reisewagen mit den beiden Scharffs und Ellissen bestieg, um nach Heidelberg zurückzukehren.

XI.

Marie und Friederike besuchten das Dr. Bercht'sche Institut weiter. Dasselbe war nunmehr verlegt worden und zwar auf den großen Hirschgraben in den „Weißen Hirsch". Das war eine Lust für die Schülerinnen. Ein prachtvoller Garten stieß an den großen Hof und die Schulhäuser und erstreckte sich bis an die Gallusgasse; er enthielt wundervolle Banketts, Seufzeralleen, Traubengänge, Spiel- und Turnplätze, riesige Obst- und Gemüseanlagen und Blumenbeete.

Da in früheren Zeiten dorten das Weißfrauenkloster gestanden hatte, so gab es noch eine Stelle in der uralten Mauer von der die Sage ging, es sei da eine Nonne lebendig eingemauert worden. Jedem Neuankömmling wurde natürlich diese Schauermär erzählt, und die Stelle gezeigt, so daß die Kinder immer mit einem geheimen Gruseln daran vorbeigingen. Der frühere Hirschgraben lief bis in's 16. Jahrhundert hinter der Stadtmauer her und enthielt die städtischen Hirsche, wie das auch in andern Städten z. B. in Basel, Regensburg ꝛc. der Fall war. In den alten Stadtrechenbüchern von 1399 sind noch die Preise von Hafer für das Wild aufgeführt, sowie die Löhne für die Knechte, die für die Tiere zu sorgen, das Gras im Hirschgraben zu schneiden, Bäume zu setzen und zu fällen hatten. Ebenso werden allda die Trinkgelder aufgeführt, welche man Knechten und Jägern gab, welche lebendes Wild aus der Umgegend, ja bis vom Rheine her, zur Erhaltung des Wildstandes in den Hirschgraben brachten. Auch wurden die „abgesetzten Hirschehorner" im Graben aufgesucht und verkauft. Zu großen Hochzeiten und Festlichkeiten wurde es vom Rat erlaubt, Hirsche mit Bolzen zu

schießen. Auch wurden Hirsche erlegt zu den bekannten Hirschessen des Rates. Anno 1552 wurde der Wildstand im alten Graben abgeschafft. Zu gleicher Zeit begannen dann die Ausfüllungen des Grabens und am 19. März 1584 wurde das erste Haus dorten aufgeschlagen. Die neue Straße nahm den Namen von dem alten Stadtgraben an, und verteilte sich in den großen und kleinen Hirschgraben.

Der Namen der Besitzung „zum weißen Hirsch" läßt sich auch hierauf zurückführen, doch nannte man sie früher, der Größe ihrer sich bis zur Stadtmauer erstreckenden Weinberge wegen, „das kleine Bornheim".

Wenn man zum Thore des weißen Hirsches hineintrat, über welchem gelegen sich die Wohnung des Frankfurter Malers Oppenheim befand, der durch seine Reihe Bilder jüdischer Sabbatfeiern und Festtage, sowie zeitgenössischer Porträts bekannt wurde, so zogen sich zur rechten Seite die Pensionats-Häuser die ganze Länge des Hofes hinunter bis an das Gitter des Gartens. Das vorderste, das Pensionat Duprez, nahm nur Pensionärinnen auf, während dasjenige von Frau Dr. Berdt hauptsächlich für Externen aus den gebildeten Frankfurter Kreisen geschaffen war. Es enthielt deren eine große Anzahl.

Die beiden Schwestern verlebten da schöne Zeiten und hatten viele Freundinnen. Vor allem aber erhielten sie dorten eine vorzügliche Ausbildung, so namentlich auch im Französischen, auf welches großer Wert gelegt wurde. Ihre wunderschöne Handschrift verdankten die beiden aber dem stadtbekannten Wilhelm Kilzer, dem Schreiblehrer, „dem Kilzerchen", wie er allgemein hieß, denn er war so ein klein und zierlich Männchen, daß ihm die meisten Mädchen auf den Kopf sahen. Die sanfte Marie war sein besonderer Liebling und hatte darob mancherlei Neckereien seitens der Mitschülerinnen auszustehen, während die ausgelassene Friederike den kleinen Mann durch ihre häufigen tollen Streiche aufbrachte. Ein von ihm selbstverfaßtes Gedicht in Marie's Stammbuche gab Zeugnis von seiner wundervollen Handschrift und ward pietätvoll aufbewahrt. Es sei hier mitgeteilt:

„In Gottes Namen."

In Gottes Namen sprich bei allem Thun,
So kannst Du auch in seinem Namen ruhn,
Und nach der Ruhe kommt Dir frische Kraft,
Die wieder treu in seinem Dienste schafft.

So geht es wechselnd dann im Leben fort,
Bis endlich kommt der letzte Ruheort;
Dann schließest freudig Du den Lebenslauf
Und stehst verklärt in seinem Namen auf!

XII.

Während Marie nun mit großem Ernst und Eifer ihren Studien oblag, um die würdige Braut und spätere Gattin ihres im Stillen geliebten Louis sein zu können, saß die Mutter desselben unter heißen Thränen mit einem Briefe in der Wolkenburg. Ihr Sohn hatte ihr in demselben das Unglück mitgeteilt, das ihn betroffen. Auf einer Wagenfahrt, die er mit den Freunden Scharffs unternommen, waren auf dem Wege nach Neckarsteinach die Pferde scheu geworden und mit dem Wagen den Abhang hinunter gestürzt. Louis hatte den Fuß über dem Knöchel gebrochen. Die beiden Scharffs waren mit leichten Verletzungen davongekommen. „Nun liege ich armer Schelm", so schreibt er der Mutter, „in vielen Schmerzen und steifen Beinschienen und kann mich nicht regen. Und die schöne Zeit, die ich verliere! Der Arzt sagte mir, daß lange Wochen darüber hingehen würden, ehe ich mein Schmerzenslager verlassen könne. Teile es Marien mit, denn ich kann kaum schreiben bei der flachen Lage." Außer sich war die Verlobte, als ihr die Kunde von dem Unglück überbracht wurde, und sie beruhigte sich erst in etwa, als Louis Mutter den Entschluß gefaßt hatte, zur Pflege des Sohnes nach Heidelberg zu reisen. Wie gerne wäre sie mitgefahren! Aber das ging ja nicht an. Mit schwerem Herzen und verweinten Augen sah sie dem Reisewagen nach, der die Mutter ans Schmerzenslager des wunden Sohnes bringen sollte. Da war es denn wieder das Wort des sich immer gleichbleibenden, von unzerstörbarem Gottvertrauen durchdrungenen Pfarrers Rehbock, das dem tief unglücklichen Mädchen Balsam ins Herz träufelte. Mild legte er die Hand auf ihren Scheitel und sagte: „Danke Deinem Gotte, liebe Tochter, der es so gnädig leitete! Bei dem furchtbaren Sturze hätten die drei jungen blühenden Menschen zerschellt werden können."

Nach überstandenem Krankenlager brachte die Mutter den Sohn heim ins Elternhaus zur völligen Wiederherstellung. Der

junge Mann ging auf Krücken, so groß war die Schwäche des Fußes. Es dauerte auch eine ganze Weile, ehe er ihn wieder ungehindert gebrauchen konnte.

Das war der Sommer 1834, der für Euler von lebenslanger Bedeutung wurde. Zur Ruhe gezwungen, wandte sich sein reger Geist neben dem Studium der Rechtsgeschichte dem der Geschichte überhaupt zu, und zwar war es in erster Linie die Geschichte der Vaterstadt, die ihn anzog und fesselte. War es am Anfang wohl das Streben, sich für den kommenden Beruf, und auf die, in demselben an ihn herantreten könnenden geschichtlichen und rechtsgeschichtlichen Fragen vorzubereiten, so entwickelte sich hieraus eine solche Neigung zu geschichtlichen Forschungen und Arbeiten überhaupt, daß sie als Hauptstudium in seinem Leben heranreifte. Er begnügte sich aber nicht mit dem Lesen aller der ihn gerade beschäftigenden Werke, sondern er machte sich schriftliche Auszüge aus allen, und behielt diese Gewohnheit sein ganzes Leben lang bei. Viele Tausende solcher Notizenzettel sind im Laufe der Jahre entstanden, und ermöglichten ihm, da sie wohlgeordnet waren, stets ein rasches Nachschlagen und Wiederbenutzen früher durchgearbeiteter Werke.

Daß er trotz seines großen Fleißes dennoch manche Stunde im sonndurchwärmten Garten des Pfarrhauses zubrachte, ist selbstredend.

Noch ehe er ganz wiederhergestellt war, erwarb er am 8. August 1834 in Gießen den juristischen Doktorgrad. Ein Jahr später wurde er am 17. Juni 1835 unter die Zahl der Frankfurter Advokaten aufgenommen. Er war 22 Jahre alt.

Die Einrückung im Intelligenzblatte vom 19. Juni 1835

Ich wohne am Ecke der Höllgasse, N. 199

Dr. L. Euler, Advokat.

wurde im Rehbock'schen Hause jubelnd begrüßt. Im Jahre 1837 wurde er zum Notariat zugelassen, am 7. Mai 1839 verheiratete sich das glückliche Paar, Louis 26, Marie 21 Jahre alt, und bezog den zweiten Stock des elterlichen Hauses „Zur Wolkenburg".

XIII.

Der Verkehr im Rehbock'schen Hause war immer reichhaltiger geworden, flogen doch dorten nunmehr drei junge Ehepaare aus und ein. Christel hatte, 18jährig, den Pfarrer Vogel geheiratet. Es war die erste Trauung in der völlig neurestaurierten Paulskirche gewesen, ein Ereignis für die Stadt, die das Gotteshaus lange hatte entbehren müssen.

Die Paulskirche steht an der Stelle, da in früheren Zeiten die Barfüßerkirche gestanden, deren Chor man 1230 zu bauen begonnen hatte. An die Kirche schloß sich Kirchhof und Kloster des Ordens. Anno 1529 haben die Barfußen ihr Kloster samt allen Renten und Zinsen, „deren nit mehr viel übrig gewesen", dem Rat übergeben. Dieser hat ihnen, nachdem sie weltliche Kleider angezogen, notdürftigen Unterhalt verschafft. Anno 1548 hat der Rat das lutherische Evangelium in den Barfußen predigen und selbige Kirche zur Pfarre verwenden lassen. 1685 wurde der Barfüßer-Turm abgebrochen, anno 1786 die alte Kirche.

Der ganze spätere Paulsplatz gehörte zum Kloster. Durch sein Thor und Hof war bei Tage ein freier Gang nach dem Kreuzgang und Gymnasium, am Ecke der „Neuen Kräme".

Die Tochter Elise hatte den Pfarrer Wehner geheiratet.

Bei Vogels war im ersten Ehejahre, 12. Mai 1835, ein Knabe, Carl, geboren worden. Seine schöne Mutter sollte es leider nicht erleben, den begabten Sohn zum Manne heranreifen zu sehen. Derselbe wurde, nachdem seine große technische Begabung sich siegreich durchgerungen, jahrelanger erster Leiter und Direktor der Siemens'schen Werke in Charlottenburg bei Berlin, welche hochangesehene Stellung ihm Anerkennung und Ehren in reichem Maße einbrachte. In älteren Jahren hatte er sich nach Cronberg im Taunus zurückgezogen, in seinem schönen Heim dorten sich dem Ordnen und Genießen seiner reichen Kunstschätze gewidmet, die er sich durch jahrelanges eifriges Sammeln aus aller Herrn-

Länder, dank seiner großen Reisen zusammengetragen hatte.*) Seine letzte Schöpfung, die Fabrikation keramischer Produkte, durch Anregung Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in Cronberg entstanden, und von Vogel mit eisernem Fleiße aus kleinsten Anfängen zu hoher Vollendung gebracht, wird auch nach seinem, leider so frühen und unerwarteten Tode, vom Maler Süß, den er zur Mithilfe herangezogen hatte, unter Protektion des Großherzogs von Baden, der den Betrieb nach Karlsruhe zog, weitergeführt werden. Er starb am 23. November 1900, tief betrauert. Seine schöne Mutter war ihm leider schon im Jahre 1840 vorangegangen, ihr Andenken weiterlebend in dem großen Geschwisterkreise.

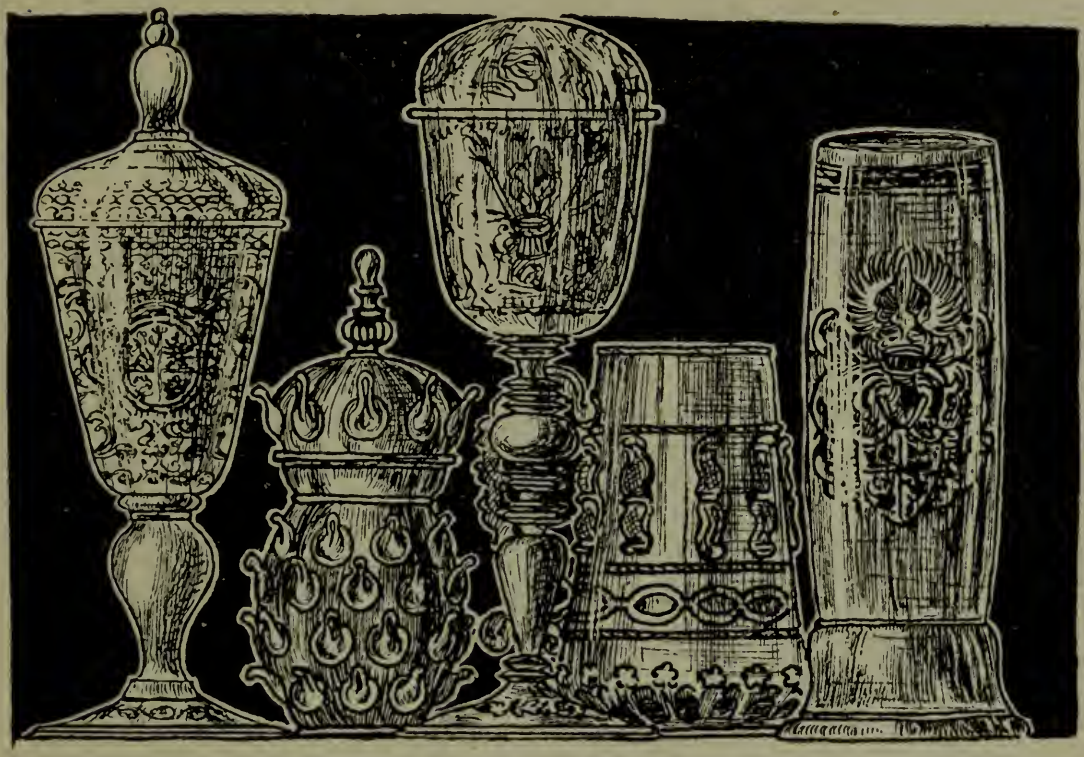

Illustration aus Vogel und Pichler: **„Woraus sie tranken."**

*) Ein Teil dieser Sammlungen wurde nach den vortrefflichen Zeichnungen des bekannten Künstlers Rudolph Pichler mit begleitendem Texte Carl Vogel's in dem Prachtwerke: „Woraus sie tranken!" (Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M. Gebunden Mk. 7.50, geheftet Mk. 5.—) veröffentlicht.

XIV.

Die herangewachsenen jüngeren Kinder des Rehbock'schen Ehepaares, in Gemeinschaft mit den verheirateten, fuhren fort, frisches Leben im Elternhaus zu unterhalten.

Durch die drei Schwiegersöhne war der Doktor der Theologie Pfarrer Georg Eduard Steitz ins gastliche Pfarrhaus gekommen.

Er war ein Großneffe des geschichtlich rühmlichst bekannten Staatsrates Georg Steitz, dessen Geschlechtskunde bis ins 15. Jahrhundert zurückgeht. Die Zeit der primatischen Regierung Frankfurts, die nun bald um ein Jahrhundert hinter uns liegt, ist wie ein Traum verweht und verwischt. Wer sich aber mit ihr beschäftigt, dem werden die Namen des Fürsten Carl Dalberg und seines Staatsrates Georg Steitz in engster, freundschaftlicher Verbindung entgegentreten. Der aus den Jahren 1811 und 12 datierende Briefwechsel beider Männer, gibt ein getreues Bild ihres Verhältnisses sowohl, als der damaligen Zeit, in welcher sich Georg Steitz als einer der tüchtigsten, uneigennützigsten und treuesten Söhne seiner Vaterstadt erwiesen hat.

Euler und Steitz waren durch wissenschaftliche Studien verknüpft und befreundet. Beide durch denselben Eifer, für die geschichtlichen Erforschungen der alten ehrwürdigen Vaterstadt beseelt. Beide, neben ihrem Berufe unermüdliche Forscher und Gelehrte. Durch Steitz kam etwas später der berühmte Professor der Theologie, Doktor Albrecht Ritschl, der Sohn des in Berlin lebenden Bischofs Ritschl ins Rehbock'sche Haus. Auch hier hatte die Wissenschaft, das Studium der Kirchenväter, ein Freundschaftsband geknüpft. Es war kein Wunder, daß im Kreise solcher Männer, an deren Spitze der würdige, nunmehr emeritierte Konsistorialrat Rehbock in ungebrochener geistiger Frische stand, ein ungemein reger geistiger Verkehr waltete. Wehner hatte sich zum beliebtesten

Kanzelredner entwickelt; seine machtvollen Predigten, noch gehoben durch ein volltönendes, zu Herzen dringendes Organ, packten die Zuhörer, die, gedrängt, die große Paulskirche füllten. Sein liebenswürdiges, gewandtes Wesen, seine ganze ausgesprochene Persönlichkeit, sein klarer, scharfer Verstand, der ihn sich in allen Kreisen wohlzufühlen ermöglichte, schafften ihm unzählige Freunde und Verehrer. Selten wohl war ein Prediger so populär und dabei bis in die ersten Kreise beliebt. Seine Glanzzeit fiel in die Periode des Bundestages, unter dessen Vertretern er zahlreiche Freunde hatte; und noch heute ist er unvergessen. Sein frühzeitiger Heimgang erweckte allgemeine Trauer! Sieben Kinder schmückten sein Heim und belebten die Familientage im großelterlichen Haus.

Während Steitz sich um die Gunst der Tochter Carolina bewarb, pflegten die Töchter Friederike und Ida der schönen Künste. Beiden war ein großes Maltalent zu eigen, das aufs eifrigste gepflegt wurde. Ein gründlicher Kursus im anatomischen Zeichnen und Malen im Atelier des Künstlers von der Launitz befähigte beide Mädchen sich dem Porträtieren zuzuwenden. Die Eltern Rehbocks bewohnten zu der Zeit den zweiten Stock des Bürgervereins, eine prachtvolle Wohnung von wahren Sälen. Einer davon wurde das Atelier. Der Maler Philipp Winterwerb war jetzt der Lehrer und unter seiner Anleitung gedieh die Kunst und zeitigte schöne Blüten. Bei der großen Familie war kein Mangel an Modellen und waren es zuerst die Eltern, Geschwister und Schwäger, die wohlgetroffen von den Wänden des Ateliers niederschauten, so folgten denen die blühenden Kinderköpfchen des nachkommenden Geschlechtes. Mit sieben Wehners-, einem Vogel- und drei Eulers-Kindern ließ sich schon was anfangen. Für die Kinder war das Verweilen im Atelier der schönen, liebenswürdigen und immer heiteren Tanten der Inbegriff alles Herrlichen, und feierliche Stunden waren es, wenn sie sitzen durften, beide Damen mit der großen Palette, den zahlreichen Pinseln in der Hand vor ihnen. Dann kam regelmäßig der Künstler Winterwerb dazu und beschaute mit kritischen Blicken das Voranschreiten der Bilder. Der liebenswürdige, schöne Mann,

mit dem Rubenskopfe, ein Kinderfreund, der mit den Kleinen scherzte, war ihre ganze Liebe und kam ihnen wie ein höheres Wesen vor. Mäuschenstill saßen die Kleinen in der ihnen angewiesenen Stellung und lauschten wißbegierig den Gesprächen und Kritiken der drei Erwachsenen. Auch von ihnen allen beweisen wohlgelungene Bilder die Kunst der Rehbock'schen Töchter. Noch schöner aber war es, wenn die großen Ausflüge zum „Naturzeichnen" unternommen wurden. Da wurde die ganze Jugend zusammengetrommelt und nun gings hinaus in den Wald, wohl auch über die Wiesen nach Ginnheim oder nach dem Kühhornshof zu, der ein beliebtes „Motiv" war. Das schönste war aber immer, wenn man am Fahrthor in einen Nachen stieg und hinunter fuhr bis zum Sandhof. Unter der Brücke nahm dann der Schiffer das Ruder und schlug mit dessen Breitseite machtvoll auf das Wasser und das gab einen Schuß, der weithin hörbar war. Darauf freuten sich die Bootsinsassen schon stundenlang vorher — man war ja damals noch so anspruchslos und dankbar für wenig. In den Wäldern gab es unzählige „Motive", Bächelchen und Brücklein, Chausseen mit schönen Perspektiven, Baumgruppen und Waldrestaurationen, und die Tanten verstanden es meisterhaft, in den Kinderherzen den Sinn für Naturschönheiten zu wecken. Und unterwegs wurden Märchen erzählt; darin war die große schlanke Tante Ida besonders stark, und sie hatte so eine wunderschöne süße Stimme, wenn sie Feen und Englein sprechen ließ. Das waren selige Zeiten, unvergessen durch lange Menschenleben hindurch. Rastete man ab und zu einmal auf dem Forsthause, so waren es die zahlreichen Scheibenbilder, die das Interesse der kleinen Schar fesselten. Meistens aber hatte man Proviant mitgeführt und tafelte im mosigen Walde, wovon denn auch die Skizzenbücher erzählen, die, in reicher Menge noch erhalten, manches reizende Motiv zeigen, in wahrhaft künstlerischer Ausführung.

XV.

Der Sohn Alexander hatte unterdessen die Lehre in „der grünen Lind", auf dem Markte bestanden, bei Hofmann, Cafe en gros. Sein Benehmen und offener Kopf zog die Aufmerksamkeit seines Prinzipals auf ihn, und so ward er nach absolvierter Lehrzeit nach Amsterdam geschickt, in das große Geschäft Hofmann & Schöffer, dessen letzterer die Tochter aus der „grünen Lind" gefreit und nach Amsterdam entführt hatte. Er ward Schwiegersohn und Associé von Schöffer, indem er die jüngste Tochter des Hauses, Emma, heiratete, die älteste, Julie, war die Gattin des Bankiers Becker, in Firma Becker & Fould, Vertreter von Rothschild in Amsterdam. Dorten erblühten dem Rehbock'schen Großelternpaar drei Enkelkinder, wovon das älteste, Theodor, seine Dienste Deutschland weihte und sein Vaterland, Holland, verließ. Nach rasch und ehrenvoll absolvierten Studien auf deutschen Hochschulen und bestandenen Staats-Examen, machte er, königlicher Baumeister, als Civil-Ingenieur zuerst wichtige Reisen nach Süd-Amerika für Excellenz Geheimrat Krupp, dann, vom preußischen Staate angestellt, solche nach den deutschen Kolonien Süd-Afrika's, bezüglich Erforschung der dortigen Bewässerungs-Möglichkeiten, und folgte dann einem höchst ehrenvollen Rufe des Großherzogs von Baden nach Karlsruhe, als Professor der dortigen technischen Hochschule, der er seit einigen Jahren, als nunmehr 37jähriger vorsteht.

Die Tochter Caroline hatte inzwischen den Pfarrer Dr. Georg Eduard Steitz geheiratet und mit dem hochgelehrten, trefflichen Manne ein behagliches Heim gegründet, in dem gelehrte Herren ein- und ausgingen, und welches ein Anziehungspunkt für die ganze Familie wurde. Selbst kinderlos umfaßte das Ehepaar mit inniger Liebe den heranwachsenden Nachwuchs der Geschwister. Bei Steitzens war

Gelehrsamkeit und Kunst zu Hause. Shakespeare-Abende, an denen der Hausherr, ein gründlicher Kenner des großen Briten, die Jugend um sich versammelte, erfreuten sich eifrigen Besuches und gar manches geistreiche, kluge Wort fiel auf guten Boden. Die Frau Pfarrer sang wunderschön und verstand es, in jeder Beziehung, das Heim ihres gelehrten Gatten zu schmücken.

Inzwischen waren die Besuche des Professor Dr. Albrecht Ritschl in Frankfurt immer häufiger geworden. Es ward bald ersichtlich, daß sie nicht mehr in erster Linie dem Kollegen Steitz und den alten Kirchenvätern galten, sondern daß es Beweggründe jüngeren Datums waren, die den gelehrten Herrn von der Bonner Universität so häufig nach der freien Reichsstadt zogen. Eines schönen Tages klärte sich das Mysterium endgültig auf, indem Schön-Ida sich der Familie als Frau Professor in spe vorstellte. Das schöne, kluge Mädchen, das im Verkehr mit den gelehrten Schwägern selbst zur halben Gelehrten herangebildet worden war, hatte es dem ernsten anspruchsvollen Professor so angethan, daß er es sich schon bald als geliebte Frau nach Bonn holte. Bei aller Freude, doch der Wermutstropfen im Becher des Glückes, das Fortmüssen aus dem geliebten schönen Kreise. Drei Kinder vermehrten von dieser Seite die Zahl der Rehbocks-Enkel. Eine Tochter und zwei Söhne, durch Heirat und Berufe wieder in Gelehrtenkreisen in angesehenen Stellungen, gereichen der Familie zu Ehren. Professor Albrecht Ritschl, ein Freund des Pfarrer Basse in Frankfurt, der durch ihn auch in den Rehbock'schen Kreis trat, starb in Göttingen anno 1889 am 20. März als einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, reich an Ansehen und Ehren. Seine Frau war ihm vorangegangen.

Auch Dr. Steitz's Thätigkeit blühte zur Zeit des Bundestages. So war er unter anderem der Hausgeistliche Bismarcks und taufte den in Frankfurt geborenen jüngsten Sohn desselben, Wilhelm. Briefe von Bismarck und seiner Gemahlin an Steitz bezeugen, wie er geschätzt wurde. Bismarcks bewohnten damals das schöne Lehmkuhl'sche Haus auf der Bockenheimer-Chaussee und zogen das Ehepaar Steitz häufig zu den bekannten „Theeabenden" heran.

Der Konsistorialrat war zum ehrwürdigen Greise geworden. Lange schon hatten die täglichen Spaziergänge aufs Forsthaus aufgehört. Die Zeiten, da ein hochangesehener Herr Pfarrer mit der Pfeife im Munde, mit einer Schar strickender Töchter daher spazierte, waren vorbei. Dieselbe Gewohnheit des Pfeifenrauchens hatte übrigens auch der Kurfürst von Hessen-Kassel, der zur Zeit, da Pfarrers auf der Schulstraße wohnten, in den 30er Jahren, in dem Metzler'schen Hause auf dem Schaumainkai domizilierte. Derselbe hatte nach dem Tode seiner Gattin, der Kurfürstin, doch noch die berüchtigte Gräfin Reichenbach geheiratet, und nachdem er die Regierung seinem Sohne abgetreten, sich mit dieser definitiv in Frankfurt niedergelassen. Der Kurfürst pflegte täglich mit der noch immer wunderschönen, stattlichen Gemahlin zu Wagen oder auch häufig zu Fuße am Pfarrhause vorüber nach dem Mühlberge zu spazieren. Selbstredend wurde dies, namentlich in der ersten Zeit, von der Kinderschar im Pfarrhause mit großem Interesse beobachtet, denn die Vorgänge in Kurhessen lagen damals noch so nahe und die von der Gräfin Reichenbach historisch bekannte Teilnahme an den Geschehnissen war dermaßen in Aller Munde, daß das Auftreten des fürstlichen Ehepaars schon die Neugierde zu erregen im stande war. Bei diesen Fahrten und Gängen durch die Schulstraße pflegte der Kurfürst stets die kurze Pfeife im Munde zu haben, was die Rehbock'schen Kinder mit lauter Befriedigung bemerkten.

Jetzt promenierte der Konsistorialrat mit den langen Silberlocken, gravitätisch wie nur je, alltäglich von 12–1 um die „Thore". Das war bequem vom Bürgerverein aus durch den alten Eschenheimer bis zum Untermainkai und wieder retour. Allda stürmten ihm dann täglich die Enkelkinder Euler entgegen, die von den Eltern am Institut „zum weißen Hirsch", das nun „Schierenberg" hieß, abgeholt und spazieren geführt wurden. Sie hingen sich an seinen Arm, denn sie liebten ihn sehr, den allzeit milden, gütigen Großvater. Sie wunderten sich dann immer, daß dieser in einemfort grüßen mußte. Aber wer hätte ihn damals nicht gekannt, den silberhaarigen Greis, der mit fast vollendetem 80. Jahre noch körperlich und geistig rüstig geblieben

war! Auf einem dieser Gänge an einem kalten Wintertage aber holte er sich eine Lungenentzündung, der er am 13. Dezember 1861 erlag, tiefbetrauert.

Sibylla Rehbock, so viel jünger, blieb jung mit den Jungen. Noch spät im Leben machte sie häufige Reisen nach Amsterdam zu dem geliebten, prächtigen Sohn, in dessen schöner traulicher Häuslichkeit sie mit Freuden aufgenommen und auf Händen getragen wurde. Sie hatte noch spät Englisch mit den Töchtern gelernt, und aus der Bibliothek Eulers flogen die „Tauchnitz-Editions" nur so hin und her. Aber auch Holländisch hatte sie sich zu eigen gemacht, und übersetzte mit Liebhaberei ins Deutsche. Das größte Vergnügen machte es ihr, in Amsterdam auf den Grachten das Volksleben zu beobachten, oder gar sich in der Landessprache mit einem der wettergebräunten Meeressöhne zu unterhalten. Das ging freilich ganz gegen allen Ton der Amsterdamer Gesellschaft; wenn dann aber die ungemein kluge, lebhafte alte kleine Dame von ihren Erlebnissen am Singel 2c. erzählte, und wie artig und ehrerbietig man sie behandelt habe, und was für einen tiefen Blick sie ins Volksleben gethan, wie ihr die klugen klaren Augen vor Freude glänzten, dann schwieg der ritterliche Sohn und küßte nur der verehrten Mutter die treue Hand. Sie dichtete wunderschön und machte gar treffende Weisheitssprüchlein bis an ihr Ende, das sie in ihrem 86. Jahre am 17. März 1880 erreichte. Sie hatte vorher noch das Glück, zu erleben, wie ihr Benjamin, Christoph, zum tüchtigen Dr. med. herangereift war. Später zog derselbe mit Frau, einer geborenen Hermes aus Crefeld, und 2 Töchtern nach Boppard am Rhein.

XVI.

In dem Euler'schen Hause war der Vater 1851 gestorben. Nach fünfjähriger Ehe ward dem jungen Paare ein Sohn Heinrich Ludwig geboren. Wieder nach längerer Pause dann rasch hintereinander zwei Töchter.

Der junge Dr. juris war frühzeitig zu einer schönen Praxis gekommen. Neben derselben, allerdings mit Aufopferung eines großen Teiles seiner Nachtruhe, war er ein eifriger Altertumsforscher geworden und betrieb eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit. Sein erstes großes Werk war die Herausgabe und Vervollständigung des „Oberhofes zu Frankfurt a. M.", eine Nachlaßarbeit von Johann Gerhard Christian Thomas. Es erschien 1841, bevorwortet von dem berühmten Gelehrten Jakob Grimm, und liefert in seinen 600 Seiten den Beweis von dem Fleiß des damals 28jährigen Juristen. Diesem Werke folgten zahlreiche andere, größere und kleinere Schriften, schon ein flüchtiger Überblick für Laien genügt, um einen Begriff von dem Fleiße und der außerordentlichen Gelehrsamkeit des Verfassers zu bekommen. Die größte Arbeit seines Lebens aber, an welcher er Jahre und Jahre gearbeitet, die ihm unendliche Schwierigkeiten, aber auch ebensogroße Befriedigung bereitete, war die Herausgabe und Vervollständigung von Battonns topographischer Beschreibung von Frankfurt aus den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. Es erschien Anno 1861, und es gibt wohl nicht viel Städte, die sich des Besitzes eines ähnlichen Werkes rühmen dürften. Ist es in erster Linie für Freunde der Altertumskunde berechnet, so gewährt es doch auch dem, seine ehrwürdige Vaterstadt liebenden Laien, eine außerordentliche Lesefreude, und einmal begonnen, wird er sich schwer wieder davon trennen können

und immer gerne zu ihm zurückkehren. An der Hand dieses Buches, sieben Bände, schreitet er durch die Jahrhunderte, sieht er Frankfurt entstehen, wachsen und gedeihen, erlebt er ein Stück Kulturgeschichte, als wenn er mitten darinnen stehe; er sieht entstehen und fallen, um wieder zu erstehen, und unter Wandlungen und Wanderungen langt er zuletzt, ein Wissender und Stadtkundiger, im neuen Frankfurt des 19. Jahrhunderts an, unermüdet, trotz der jahrhundertelangen Wanderschaft.

Mit dem Erscheinen des dritten Kindes und der immer zunehmenden Praxis, war dem jungen Paare der zweite Stock der Wolkenburg zu enge geworden. Schon verschiedentlich hatte die junge Mutter mit den Kindern die Sommermonate außerhalb der Stadt verlebt, so z. B. auf dem Sandhofe am Stadtwald und in Sachsenhausen in einem Sommerhäuschen mit großem Garten, das einer Familie Knoblauch gehörte und gemietet werden konnte.

Der Sandhof, ebenfalls ein historisch denkwürdiger Ort, hatte auch im Laufe der Jahrhunderte seine Schicksale gehabt. Ehemals Waldung gewesen, und als Feld urbar gemacht, hatte er den Namen von der Beschaffenheit des Bodens her. Er war zuerst Eigentum des Deutschen Ordens, grenzte an ein Stadtwäldchen, ebenfalls dem Orden gehörig, und lag zwischen der alten Königsbach und Niederrod. Der Deutschmeister und nachmalige Kurfürst von Mainz, Franz Ludwig von Pfalz-Neuenburg, ließ den großen Vorderbau ganz von Stein aufführen und sein Wappen über das Thor setzen. Am 8. August 1552 steckte der Markgraf Albrecht von Brandenburg, als er die Belagerung der Stadt aufhob, den Sandhof in Brand. Als Anno 1539 der Deutsche Orden den Sandhof hatte bauen wollen, setzte sich der Magistrat zur Wehr und berief sich auf seine Privilegien, laut deren er keine Festung so nahe der Stadt dulden brauche. So wurde denn keine Befestigungsmauer, sondern nur ein Rohrgraben ringsherum angelegt. Am 28. Februar 1633 schenkte der Schwedenkönig Gustav Adolf den Hof und alle dazu gehörigen Äcker, Wiesen und Waldungen erblich den Herrn von Holzhausen. Die Urkunde hierüber wird im von Holzhausischen Archiv noch aufbewahrt. Das mit goldnen Anfangsbuchstaben

gezierte, wunderschön geschriebene Schriftstück verdient gesehen zu werden. Weil die Herrn von Holzhausen im Entscheidungsjahr 1621 noch nicht im Besitz der geschenkten Güter waren, so mußten diese, dem Münsterischen Friedensschlusse gemäß, wieder an den Deutschen Orden zurückgegeben werden.

Der Aufenthalt auf dem Sandhofe sowohl als im Knoblauchs-Gartenhäuschen erwies sich als recht unbequem für den reichlich beschäftigten Juristen, und so war dieser der Idee nähergetreten, sich ein eigen Heim zu bauen. Es traf sich, daß man gerade dazumal die großen Bleichgärten, die sich hinter der Rose her bis hinauf zur Stadtmauer erstreckten, in deren Mitte die damals berühmte Vauxhall, eine sehr besuchte Gartenwirtschaft aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts lag, als Bauterrain auszunutzen suchte.

Die Straße „Hinter der Rose" hatte im 16. Jahrhundert den Namen bekommen, nach dem gleichnamigen Gasthaus, welches mit dem Nebenhaus, dem Gasthof „Zur goldnen Gans", noch Anno 1704 die eine Ecke bildete. Anno 1795 wurden beide alten Häuser in einen prächtigen Steinbau verwandelt, das jetzige Numm'sche Haus. Dem Gasthaus „Zur Rose" gegenüber lag dasjenige zum „Weißen Falken". Die Gasse „Hinter der Rose" wurde abends mit einem Thore geschlossen, wodurch sich der schmale Eingang erklärte.

In den parzellierten Bleichgärten erwarb nun Euler einen schönen Eckplatz und errichtete sich dorten ein nach seinen Angaben gebautes Haus, das erste der neu erschlossenen Straße, der Brönnerstraße. Sehr bald folgten ihm andere, so daß schon nach kurzer Zeit von den alten Bleichgärten nichts mehr übrig blieb, als der, der oben die Brönnerstraße abschließenden, neuen Straße gegebene Namen, der Bleichstraße. Anno 52 sollte der Umzug stattfinden. Da fand es sich denn, daß die alte Mutter gar schwer dagegen ansah, allein in der Wolkenburg zurückzubleiben, und so gab der Sohn ihren Bitten nach und räumte der damals leidenden alten Dame, sie war 70 Jahre alt, einige Zimmer ein. Die Wolkenburg wurde vermietet und bald darauf verkauft.

Das war wie ein Abschnitt im Leben Eulers. Hinaus

aus dem engen, alten Frankfurt, in Luft und Licht der Neuſtadt. Freilich, ſo erzählte er ſpäter oft, mußte er ſich dran gewöhnen, die Glockenſchläge des Pfarrturms, dieſes lieben alten Freundes, unter deſſen Klängen er groß geworden war, zu entbehren. Die Liebe zu ihm aber, die zog ſich durch ſein ganzes Leben fort, und gar manches Mal nahm er ſpäter noch die Kinder an die Hand und wanderte mit ihnen durch den Stadtteil, dem die Zeit in Jahrhunderten nichts hatte anhaben können; die Leute unter den Schirnen kannten ihn noch lange Zeit und riefen ihm ihr „Guten Tag, Herr Doktor" zu! Die ſtattliche Wolkenburg und ihre Einwohner hatten in großem Anſehen bei ihnen geſtanden.

In den Erinnerungen der Euler'ſchen Kinder ſpielt die Brönnerſtraße eine große Rolle, während diejenigen aus der Höllgaſſe ausgewiſcht ſind. Die beiden Töchter waren noch zu jung geweſen. Aber das reizende kleine Gärtchen auf der Brönnerſtraße, der gemütliche, mit Ketten von der Straße abgeſperrte Platz an der Kirchhofsmauer, der ein ſo prächtiger Spielplatz war, auf welchem ſich die Kinder der Nachbarshäuſer zuſammen fanden, die ſind unvergeſſen. Da führte auch eine Pforte in den Peterskirchhof, die wurde morgens geöffnet und abends beim Glockenzeichen geſchloſſen; auch dorten wurde geſpielt und promeniert, und der Vater zeigte ihnen allda die mit Wappen gezierten Grabſtätten der alten Familien und knüpfte daran Erzählungen aus längſt verfloſſenen Zeiten. Überhaupt der Vater, der ſo viel erzählen konnte, der ſo Vieles wußte, er ſtand in hohem Anſehen bei den Kindern. Das nahm noch zu mit dem Heranwachſen. Frühe ſchon kamen die Kleinen zur Schule, der Sohn zu Haſſel, die Töchter in die Schule zu den Fräulein Sophie und Bertha Hoffmann unter der neuen Kräme. Da waren viele Treppen hoch zwei gemütliche Zimmer mit kleinen Tiſchen und Bänken und einer großen Wandtafel, an der man die erſten Buchſtaben und Zahlen lernte. Dorten waren lauter nette kleine Mädchen aus guten Familien, die für ihr Leben gern die vielen Treppen hinauf kamen, um oben zu lernen und zu ſpielen. Und gegenüber lag der Braunfels, auch Frauenſtein genannt, von dem der Vater ihnen ſo viel erzählt hatte. In demſelben hatte ſchon

Anno 1495 Kaiser Maximilian I das erste kaiserliche Kammergericht abgehalten und später kehrten daselbst noch viele Kaiser ein, wie aus den alten Chroniken, Wahl- und Krönungs-Diariis zu ersehen ist. Und der Schwedenkönig Gustav Adolf wohnte dorten Anno 1631 und 32 so oft er in die Stadt kam. Von den Schulfenstern aus sah man just in den großen Hof, und konnte sich so schön ausmalen, was drinnen früher für ein famoses Leben geherrscht haben mochte.

Etwas später kamen dann die Kinder in den weißen Hirsch, wo das rechte Lernen anfing. Daß die Mutter in denselben Räumen gelernt hatte, das war besonders merkwürdig, und als man gar in die Schönschreibstunde zu Wilhelm Kilzer kam, der den Kindern von der schönen Mutter erzählte, die eine so musterhafte, sanfte Schülerin gewesen und so wundervoll geschrieben habe, da wurde man ganz andächtig und gab sich Mühe, es ihr nachzuthun. Und das „Kilzerchen", wie er noch immer hieß, fuhr mit seiner kleinen feinen Hand oft den Eulersmädels über die Haare und hatte einen feuchten Schimmer in den Augen, wenn er von der Mutter erzählte, die er so sehr gern gehabt hatte.

Am 10. November 1859, zu Schillers 100jährigem Geburtstag,*) gab es ein großes Fest in Frankfurt. Bei Freunden unter der neuen Kräme durften die Kinder den prächtigen Festzug mitansehen, der vom Römer heraufkam. Das war eine Herrlichkeit, alle diese geschmückten Wagen, kostümierten Reiter, Figuren aus Schiller'schen Stücken. Und am Abend eine Illumination — nie hatte man so etwas erlebt, und meinte, in einem Feenland zu sein. Und am Paradeplatz**) war's besonders schön.

*) Zu Ehren des nationalen Festtages wurde „im Namen der geistigen Einheit des deutschen Volkes" „das Freie Deutsche Hochstift" in Goethes Vaterhause gegründet.

**) Aus dem Paradeplatz ward anno 1864 der Schillerplatz, da man in diesem Jahre dem Dichterfürsten dorten das schöne Denkmal errichtete. Auch dieser Platz hat mancherlei Wandlungen erlebt. Auf dem großen Belagerungsplane von 1552 wird er noch als „Heumarkt" bezeichnet. Anno 1712 wurde er der Garnison zu einem Paradeplatz angewiesen, welchen Namen er von da an führte. In früheren Zeiten aber hatten auf diesem Platze Soldatengalgen gestanden: Anno 1554 machte der Rat die Verordnung, daß die

Auch Überschwemmungen gab's, wie zu des Großvaters Zeiten, und das war wundervoll. Ein paarmal war auch der Main in der Jugendzeit der Kinder fest zugefroren, daß man von einer Seite bis zur andern gehen konnte; da waren Buden und Schlitten auf dem Main, und die Buben in der Familie fuhren die Mädchen spazieren; und die lernten dann Eis laufen und flogen mit den Vettern Wehners über die spiegelglatte Fläche. Ja, das war ein Leben!

Mit am schönsten aber waren die Spaziergänge mit den Eltern in die herrlichen Stadtwälder. Der Vater, trotz des damals gebrochenen Fußes, ein flotter Läufer, kannte jeden Weg; wie herrlich war es doch, wenn man Maiblumen suchen ging — wo die wuchsen, das wußte der Vater genau. Und ganze Botanisierbüchsen voll Maikräuter brachte man mit heim, woraus die Mutter dann den köstlichen Maitrank braute. Ein Hauptspaß aber war es, wenn der Vater unterwegs examinierte in Geographie und Geschichte und man wetteiferte um die besten Antworten. Der Sonntag war immer ein Festtag. Da saß der Vater länger am Frühstückstisch, da die Leute nicht schon in aller Herrgottsfrühe gelaufen kamen, um sich Rats zu holen. Und dann gings in die reformierte Kirche. Oben aus dem „Guckkasten", wie die Kinder höchst despektierlich sagten, schaute dann der Vater als Diakon und später als Präses-Ältester herunter, mit dem lieben Gesichte auf die Kinder, die unten saßen, ob sie auch aufpaßten, denn sie mußten ihm nachher die Predigt erzählen. Als sie etwas älter geworden, gings nach der Kirche in den Kunstverein; der war damals im Zeitmann'schen Hause auf dem Roßmarkt. Und nach dem Essen holte der Vater

---

Kriegsknechte „die sich miteinander balgen" (in den Waffen üben) sollen, den Platz vor der St. Katharinenpforten, „da vorhin das Gericht gestanden" einzunehmen hätten. Im Jahre 1709 vermeldet die Chronik, wurde das Hochgericht an der Hauptwache, da es sehr baufällig war, abgebrochen und ein neues erbaut. Sieben Eichbäume wurden dazu im Sachsenhäuser Walde gefällt. Indessen bestand es dorten nicht lange mehr; anno 1729 wurde beschlossen eine neue Hauptwache zu bauen und dieselbe etwas mehr gegenüber der Katharinenpforte zu setzen. Am 21. März wurde im Geheimen der daselbst stehende Galgen abgebrochen.

das Intelligenzblatt, das seit 1720 besteht und schon vom Urgroßvater anno 1796 gehalten wurde, und da wurden die Rätsel geraten. Der Vater sah nur so hinein, dann lächelte er und gabs der Mutter. Die lächelte aber nicht, sondern plagte sich und las so lang, daß die Kinder ganz ungeduldig wurden. Sie wollten auch raten lernen, und wußten, es durfte nicht eher aufgestanden werden, als bis Rätsel und Rebus gelöst waren. Freilich, der Vater half auf die Spur, aber man wurde nach und nach ehrgeizig und lernte raten ohne Hülfe. Die Liebhaberei und Ratekunst ist durchs ganze Leben geblieben. An Regensonntagen brachte der Vater schöne Bücher herunter und besah dieselben mit den Kindern, auch zeigte er ihnen seine Münzensammlungen, an alles lehrreiche Gespräche knüpfend. Auch Kartenspiele lernten sie an Regensonntagen und früh schon konnten die Kinder mit ihm Whist und Boston spielen. Er sagte, das schärfe den Verstand und lehre Stillsitzen. Mit den Büchern war es schon ein merkwürdig Ding im Hause. Täglich kamen ganze Stöße von Baer, St. Goar, Strauß und Schwelm und wie sie alle hießen. Daß es keinen Raum ohne Bücherregale und Schränke gab, das wußten die Kinder wohl, und wenn hin und wieder an Sonntag-Abenden der Vater gar nicht herunter kam, dann wußten sie, er saß ganz oben im Bibliothekzimmer, in dem man sich kaum herumdrehen konnte, unter Tausenden von Bänden vergraben, und man mußte schon hinauflaufen ihn zu holen, sonst hätte er Familie und Abendbrot und das — Zubettegehen vergessen.

Schön war es, wenn die Familientagsreihe an Eulers kam. Da kamen sie alle, die Klugen der Familie, und dann fingen die Gespräche an. Die heranwachsenden Kinder saßen mit großen Augen dabei und hörten mit allen Ohren zu, was da alles verhandelt wurde. Fast immer brachte der Vater zum Schlusse Prachtwerke oder Raritäten herunter, die besichtigt wurden, und da gab es ein reges Hin- und Herreden. Überhaupt herrschte ein ungemein lebhafter geistiger Verkehr in der Familie, von dem die Kinder profitierten, ohne es selbst zu wissen. Im Jahre 1862 war's ein großes Treiben in Frankfurt. Da tagte das erste deutsche Bundesschießen in der freien Reichsstadt. Auf der Bornheimer Heide war wochenlang ge-

arbeitet worden, bis man endlich so weit gekommen war, einen Riesenholzbau errichtet zu haben, der Raum für viele, viele Festteilnehmer darbot. Schön geschmückt mit Portal und Türmen sah er prächtig aus. Die ganze Umgegend war schön hergerichtet worden, denn es hatten sich zahllose Festteilnehmer aus allen Gauen gemeldet. Am Sonntag vor dem Feste war die Halle zum erstenmale für die Bürger geöffnet worden. Es war ein glühendheißer Julitag. Bei Eulers hatte man nicht daran gedacht an dem Feste teilzunehmen, nur der Sohn hatte die Erlaubnis bekommen mit einigen Freunden der Eröffnung beizuwohnen. Großmutter, Eltern und Kinder aber fuhren in einem Landauer in den Wald, um nach längerer Fahrt in Isenburg den Thee zu trinken. Hinten auf dem Bedientensitz, eine Eigentümlichkeit der damaligen Kutschen, saß die jüngste Tochter mit ihrer besten Freundin (Helene Scharff). Mitten im Walde brach ein furchtbares Unwetter los. So etwas hatte man noch nie erlebt. Ein Orkan raste durch die Bäume, sie entwurzelnd und niederreißend, sintflutartiger Regen schoß vom Himmel und es war so schnell hereingebrochen, daß man es gar nicht hatte kommen sehen. Ehe man nur die Kutsche schließen, die beiden Kinder vom Bedientensitze herunterholen und gleichfalls in die Kutsche packen konnte, war diese schon voller Wasser und angstbebend hockte man in dem engen Raum; da — ein furchtbarer Schlag — ein Riesenbaum wurde quer über die Isenburgerchaussee geschleudert — einen Moment später, und Kutsche und Insassen wären zertrümmert worden. Die Pferde scheuten und rannten davon, durchnäßt und tödtlich verängstet langte man endlich im „Frankfurter Haus" an. Am Herde in der Küche suchte man sich zu trocknen so gut es ging, erwärmte sich durch heiße Getränke und beruhigte allmählich die geängsteten Gemüter. Aber die Sorge, ist das Unwetter auch drüben gewesen, wo das Fest gefeiert wurde? Nur zu bald erreichte einen die Schreckenskunde! Die Halle hatte gebebt und in allen Fugen gekracht — einen Einsturz befürchtend war alles geflüchtet, sich drängend, stoßend, verletzend; die dünnen Sommerkleider wurden den Frauen vom Leibe gerissen, den Männern ebenso die Rockschöße, und

als die Familie Euler, der Warte herunter durch Sachsenhausen kam, da strömten von allen Seiten die halbnackten Frauen und Mädchen, die ihrer Röcke und Hüte beraubten Männer herbei, Verwundete und Blutende, Geführte und Getragene.

Zur Beruhigung der in großen Sorgen zu Hause Angelangten, hatte der Sohn einen Bekannten gesandt mit der Nachricht, daß er selber und die Freunde sämtlich mit heiler Haut davongekommen seien, sich aber draußen noch nützlich machten. Das gab dann später ein Erzählen von geleisteten Heldenthaten, meistens jungen Damen gegenüber, von denen gar manch eine einen ganzen Teil ihrer Toilette eingebüßt haben sollte. Die schöne Halle hing ganz nach einer Seite, war aber zum Glück nicht eingestürzt, Freilich mußte ein gut Stück Arbeit noch einmal gethan werden, aber trotzdem konnte das Schützenfest in Glanz und Gloria gefeiert werden.

XVII.

In diese Zeit fällt Eulers größte Thätigkeit. Seine Praxis war eine ganz außerordentlich große geworden, sie hielt ihn vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Atem. Es ging im Hause zu, wie in einem Taubenschlag. Da waren es denn die Nächte, die herhalten mußten, um die Zeit aufzutreiben für das vielseitige Studium, für das Lesen der unzähligen Bücherssendungen, für das Katalogisieren seiner mächtigen Bibliothek, die anfing nachgerade jeglichen irgendwie anwendbaren Raum für sich in Beschlag zu nehmen. Die Stunden von 11—2 und 3 Uhr nachts waren ihm die liebsten; er pflegte zu sagen, was er in den Stunden arbeite, brauche er niemals zu kopieren, da ihn niemand störe. In der ganzen Umgegend kannte man das allnächtlich erleuchtete Zimmer des unermüdlichen Gelehrten. Da half auch kein Protest der Gattin und des Hausarztes, die sich sorgten. Man konnte es nicht fassen, wie ers aushalten konnte, jahraus, jahrein, gehatzt und überlaufen, wie er es dazu bei Tage war. Es war eine geradezu phänomenale Arbeitskraft in ihm, unterstützt von einem ebensolchen Gedächtnis, einer nie nachlassenden Liebe und Hingabe zur Wissenschaft.

Aber auch nach außen war seine Thätigkeit um diese Zeit eine große und von vielen Seiten begehrte. Der Anno 1857 gegründete Altertumsverein hatte ihn zum Vorsitzenden erwählt. Er blieb sein Präsident sein ganzes Leben hindurch, ihn fördernd und belebend durch seine zahlreichen Vorträge. Sorgfältig überwachte er seinen Verkehr mit anderen Vereinen; stets war er an den Vereinsabenden bereit, mit Besprechungen über neu erschienene Werke, Mitteilungen und lehrreichen Untersuchungen in Lücken

einzuspringen. Dazu war seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr große. Rechnet man hierzu seine Teilnahme an zahlreichen andern Vereinen, z. B. des Historischen Museums, der Juristischen Gesellschaft, des Freien Deutschen Hochstiftes, seine Stellung als Mitglied der Centraldirektion der Monumenta Germaniae historica in Berlin, an deren alljährlichen Beratungen er dorten Teil nahm, seine bedeutende Mitwirkung an der Förderung geschichtlicher Arbeiten und Herausgabe von Quellenwerken, zu welchen das Böhmer'sche Testament, zu dessen Vollstreckern Euler gehörte, den Grund gelegt hatte, so kann man es schwer begreifen, daß ein einzelner Mensch eine solche Thätigkeit ein langes Menschenleben hindurch bewältigen konnte. Die Hauptbedingung freilich, eine felsenfeste Gesundheit, hatte ihm eine gütige Natur gegeben; dazu gesellte sich eine absolute Enthaltsamkeit jeglichen Alkohols, von dem er ein abgesagter Feind war. Er war bis in das 70. Lebensjahr niemals krank gewesen.

In den sechziger Jahren des Jahrhunderts ward es stiller im Hause. Der einzige Sohn hatte sich in England naturalisiert und war in ein bestehendes Geschäft eingetreten. Seinen drei Söhnen, tüchtigen und fleißigen jungen Männern liegt es ob, den guten Stamm des alten Baumes am Grünen und Blühen zu erhalten. Sie sind Engländer durch Geburt und Liebe zu ihrem Vaterland. — Die älteste Tochter Eulers war nach Lausanne in ein Institut gekommen.

Zurückgekehrt erwartete sie eine große Freude. Als lebenslänglicher Konsulent des Grafen Wilhelm Reichenbach-Lessonitz hatte Euler gerade einen hochbedeutenden Prozeß für den Grafen Wilhelm, Sohn des Kurfürsten von Hessen-Kassel und der Gräfin Reichenbach, gewonnen. Der Graf, bei Konstanz auf seinem Landsitze weilend, hatte Euler und seine Tochter, welch letztere er kannte von seinen häufigen Besuchen im Euler'schen Hause her, eingeladen. Euler sollte ihm die Details der von ihm gehaltenen Plaidoyers mündlich mitteilen, und von da aus nach Prag reisen, um dorten mit den gräflichen Konsulenten weitere nötige Besprechungen vorzunehmen. Die Reise mit dem geliebten Vater bildete eine Quelle der reichsten Freuden für das

kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen, wie sie nach der andern Seite hin außerordentlich lehrreich und wissensfördernd wirkte. Mit dem Vater zusammensein, das hieß „lernen", und das waren die Kinder gewöhnt seit ihrer frühesten Jugend an.

Das Besitztum des Grafen-Reichenbach-Lessonitz bei Konstanz, der Eugensberg, lag dicht neben demjenigen der Kaiserin Eugenie von Frankreich. Es waren schöne Tage, welche die beiden Reisenden dorten verlebten. Graf Wilhelm schätzte Euler sehr hoch; die Kinder hatte er aufwachsen sehen und bei seinen überaus häufigen Besuchen im Hause des Justitiars immer ein freundliches Wort für die sich im Gärtchen Aufhaltenden übrig gehabt. So wurde der Überbringer so überaus guter Nachrichten mit offenen Armen aufgenommen und die Freundschaft für den Vater auch auf die Tochter ausgedehnt. Der erste Ball, den diese im folgenden Jahre besuchte, war im Reichenbach'schen Hause auf der Hochstraße.

Es wurde eine köstliche Reise. In erster Linie war es die schöne Stadt Prag, in welcher ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Da des Vaters Verhandlungen mit dem dortigen Rechtsvertreter längere Zeit währten, so wurde die Tochter in dessen Familie einlogiert. Ein großer, lebendiger Familienkreis von echt österreichischer Liebenswürdigkeit nahm sie mit offenen Armen auf. Die jüngste Tochter, Virginie, der Bequemlichkeit halber „Würstl" genannt, ein ebenso lebhaftes junges Menschenkind wie der Frankfurter Gast, schloß sich diesem gleich mit großer Zuneigung an. Das wurde nun herrlich! Was gab es in Prag nicht alles zu sehen. Der majestätisch emporsteigende Hradschin, die k. k. Burg wurde zuerst besichtigt. Prachtvoll ist der Blick von allen Seiten des enormen Baudenkmales hinunter in die flachgelegene Stadt. Natürlich bekommt man zuerst die Gemächer gezeigt mit den historischen Erinnerungen. Es sind dieses die im obersten Geschoß gelegenen, aus deren Eckfenstern einige wilderregte Ständeglieder am verhängnisvollen 23. März 1618 den Landtags-Kommissär Graf Martinetz, bald darauf den kaiserlichen Rat Slavata und zuletzt den Geheimschreiber Fabricius Platter hinunterstürzten, wodurch bekanntlich der Bruch mit der

Regierung und infolgedessen der 30jährige Krieg herbeigeführt wurde. Da merkwürdiger Weise, alle drei keinen Schaden erlitten, trotz der enormen Höhe des Sturzes in den Festungsgraben, der zuletzt Heruntergestürzte sich sogar noch entschuldigen konnte, daß er etwas unsanft auf die Unglücksgefährten niederfiel, so verliert die Geschichte ja etwas von dem Gruseln, das einem zuerst beim Herunterschauen in die fürchterliche Tiefe ergreift. Prachtvoll ist auch der altehrwürdige Dom zu St. Veit, der ganz wundervolle architektonische Verhältnisse aufweist. Von ergreifender Wirkung ist die in den Lüften scheinbar schwebende, von gotischen Ornamenten gleichsam emporgehobene freie Stiege, deren bloßer Anblick schon dem Beschauer Schwindel erregen kann. Wie Frankfurt, so hatte auch Prag seinen Hirschgraben, in welchem noch zu Kaiser Rudolphs Zeiten das Wild gehegt wurde. Wunderschön ist auch die Teinkirche mit ihren beiden originell verzierten Türmen und 18 Turmspitzen, charakteristisch die prachtvollen Ringstraßen mit den vielen interessanten Bauten und dem großstädtischen Leben. Was aber die junge Frankfurterin noch niemals gesehen hatte, das war eine Ballettvorstellung der damals in Prag weilenden französischen Gesellschaft der echten Ricol-Boche; der von dieser getanzte Can-Can überschritt alles, was man je gesehen oder erzählen gehört hatte. Sie wäre am liebsten davon gelaufen; da die Prager sich aber köstlich amüsierten, und ganz abgehärtet zu sein schienen, so genierte sie sich, als Unschuld vom Lande aufzutreten, und bekämpfte heldenhaft einen roten Kopf nach dem andern, den ihr die sittliche Empörung hervorrief. Das Stück mit zahllosen Ballettensen und nie gesehenen Zauberkünsten und Beleuchtungseffekten hieß Pied de mouton, was die gemütlichen Prager mit „'s Schafhaxerl" übersetzten. Die Rückreise über Dresden, München, Heilbronn 2c. brachte noch viel des Schönen und Lehrreichen, und namentlich in München, der Phäakenstadt, wurde auf das allerenergischste Kunst gewütet. Diese Reise, an der Hand des kunstsinnigen Vaters, brachte mehr Kenntnisse in den jungen Kopf, als alle Stunden bei Dr. Hermann Presber über Kunstgeschichte zusammengenommen.

Bei dem Namen des damals so ungemein beliebten Lehrers, in den mehr oder weniger alle Schülerinnen verliebt waren, fällt der Schreiberin dieses eine nette kleine Geschichte ein:

Sie war schon als ganz junges Backfischchen poetisch veranlagt, und ein Album von über 100 Gedichten war ihr größter, ängstlich gehüteter Schatz. Aber eine warme, innige Freundschaft zu zwei auf der Hochstraße wohnenden Mitschülerinnen hatte sie dazu vermocht, diesen Schatz den beiden anzuvertrauen. Diskretion war Ehrensache.

In der Poetikstunde bei Dr. Presber war es hergebracht, daß jede Schülerin ein Gedicht aufzusagen hatte, erst die Überschrift, dann Geburts- und eventuell Todesjahr. Dabei lernte man ein gut Teil. Eines Tages war wieder eine solche, sehr beliebte Stunde. Der schöne Lehrer mit dem langen schwarzen Schnurrbart, der ihn so interessant machte, saß oben am breiten Tische, zu beiden Seiten der große Kranz junger Mädchen. Schreiberin saß als erste zu seiner Linken. Schräggegenüber die heißgeliebte Freundin. Schon mehrere schöne Gedichte, jedes durfte sich das seine zu Hause auswählen, waren hergesagt worden, da kam die Reihe an diese. Sie stand auf und nannte den Titel „Im Walde."

„Autor!" herrschte Dr. Presber sie an.

Sie ward verlegen und druckste: „Den weiß ich nicht", brachte sie heraus.

„Du wirst es nachher nachschlagen," sagt Dr. Presber stirnrunzelnd.

Nun fing sie an herzusagen. Ihr gegenüber in Verzweiflung, einen Purpurkopf nach dem andern bekommend, saß Schreiberin. Wut, quälende Scham fraßen an ihrer Seele — es war eins ihrer Gedichte, eins ihrer schönsten, innigsten, weihevollsten! Profanation hätte sie rufen mögen. Ich lasse es hier folgen:

Im Walde.

Und einstens trat ich ein in einen Wald,
In einen Wald von Frühlingsluft durchdrungen,
Die Bäume, breit bewipfelt, dicht belaubt,
Sie hielten, wie in Freundschaft, sich umschlungen.

Und drüber hin, ein weites Himmelszelt,
Es dehnte sich in azurfarbner Bläue,
Und mich umfing, gleich wie im Kirchenraum,
Der Vöglein Chor — sie lobten Gott aufs Neue.

Ich sah die Bächlein rieseln durch das Laub,
Hört ihr Gemurmel, ihr melodisch Rauschen;
War's nicht ein Plaudern? niederkniet ich leis,
Mich triebs, die neckisch kosten, zu belauschen!

Und Käfer surrten, Bienlein summten sacht —
Mir um die Schläfen wehten Zephierlüfte, —
Am grünen Haag, der wilden Heckenros'
Entströmten lauen Lenzes holde Düfte.

Wie's um mich webte, klang es auch in mir,
Ein Jubelton, ein köstliches Entzücken:
„Du schöne Welt, im schönsten Frühlingskleid!
Könnt' ich doch fromm Dich an das Herze drücken!"

Dr. Presber, dem feinen Menschenkenner, blieb wohl das Seelenqual verratende Mienenspiel des neben ihm sitzenden Mädchens kein Rätsel; in ihren Aufsätzen waren häufig kleine poetische Endstrophen vorgekommen — er kombinierte es sich heraus. Als die Vortragende geendet, sagte er:

„Nun, A. D., ist Dir jetzt der Autor eingefallen?"

„Ich . . . ich darf's nicht sagen", stotterte diese.

„Warum nicht?"

„Weil, weil . . . mir die Sophie Euler sonst schrecklich bös wird!" platzte sie heraus.

„Sophie Euler, heraus!" kommandierte er.

Bebend erhob diese sich.

„Das Gedicht ist von Dir?"

„Ja, Herr Doktor," voller Qual herausgedrückt.

„Hast Du noch mehrere gemacht?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Wie viele?"

„Über Hundert!"

„Oh!" — Pause — tiefe, atemlose Stille, man hätte eine Fliege fliegen hören können. Dem Mädchen standen dicke Thränen

im Auge. Da stand Dr. Presber auf, legte ihm die Hand auf den Scheitel und sagte:

„Wenn sie alle so sind wie dieses, so dichte nur ruhig weiter; zu schämen brauchst Du Dich nicht — aber wenns die Anna D. hinter Deinem Rücken gethan hat, so ist das nicht schön von ihr gewesen!"

Jetzt fing diese an zu weinen: „Es hat mir so sehr gut gefallen," schluchzte sie, „und wenn ich sie gefragt hätte, würde sie mir's nicht erlaubt haben!"

„Nun denn, allgemeine Amnestie!" lachte Presber — gebt Euch die Hand zur Versöhnung!"

Leider hat die Schreiberin später das Büchlein zerrissen und von allen den Gedichten ist ihr nur dies einzige im Gedächtnis geblieben, weil es sie zur Heldin des Tages gemacht hatte. —

Im selben Jahre tagte in Frankfurt der Fürstentag. Das war ein Leben! Ein solches Menschenspiel, eine solche Pracht von Karossen und Aufzügen hatte man noch nicht gesehen. Die Auffahrt der Fürstlichkeiten vor dem Römer sahen Eulers von den Dachbalkonen der St. Nikolaikirche aus, an, wohin sie von Pfarrer Dr. Steitz geführt worden waren. Schreiberin erinnert sich noch gut des blinden Königs von Hannover, der am Eingang des Römers, zwischen den Hellebardieren, stehen geblieben war, und sich von seiner Umgebung den althistorischen Römerberg beschreiben ließ. Er hatte die Gewohnheit, sein trauriges Leiden vor der Mitwelt verbergen zu wollen. Wie hat er sie damals gedauert! Die Auffahrt all der prachtvollen Gespanne war pompös, und bei einer jeden erscholl das begeisterte Hurra der viel tausendköpfigen Menschenmenge. Gerade hineinsehen konnte man in den Festsaal, wo eine große Tafel stand. Da saßen sie Alle; den Ehrenplatz hatte der Kaiser von Österreich! Wie stolz schwellten sich in diesen Tagen nicht die Herzen der Frankfurter Bürger! was hatte sich nicht in der geliebten Vaterstadt im Laufe der Jahrhunderte alles abgespielt! Nun bekamen die jetzigen Generationen doch auch mal was wirklich Großes zu sehen — das war doch noch was anderes, wie der Bundestag, obwohl der schon hohe Herrschaften genug, und vornehmes

Leben und Treiben in die alte Reichsstadt brachte. Daß Preußen nicht „mitthat," war freilich eine Enttäuschung — aber — man hatte ja den Kaiser von Österreich, dem galten doch vor allem die Hurras, dem flogen alle Herzen zu — das waren alte Traditionen! Bekanntlich prägte Frankfurt im August 1863 den Gedenkthaler mit der Umschrift „Fürstentag zu Frankfurt a. M." Die Vorderseite des prächtigen Stückes zeigt den Römer, vor welchem Kaiser Franz Joseph von Österreich in offener Equipage jubelnd vom Volk begrüßt wird.

XVIII.

Unstreitig war Frankfurt in den 60er Jahren die eleganteste Stadt Deutschlands. Handel und Wandel blühten. Hatten schon vorher Geselligkeit, Luxus und Wohlleben, begründet durch einen gediegenen, wohlhabenden Bürgerstand, einen hohen Grad erreicht, so wurden diese noch gehoben durch die Gegenwart der vielen vornehmen Bundestagsfamilien, die einen erneuten Geldzufluß bedeutete. Die alten Patrizierfamilien überboten sich an luxuriösen Gesellschaften; sie öffneten ihre schönen, reichen Häuser der Diplomatie zu glänzenden Festen. „Wenn Frankfurt fährt, so fährt es vierspännig" — das Wort galt wahrlich der damaligen Zeit. Die Fremden wollten und konnten nicht zurückbleiben, und so blühte damals eine so erlesene Geselligkeit in der alten Mainstadt, wie nie wieder! Das Straßenleben war glänzend. Der Luxus an Equipagen, im Winter an Schlitten, großartig. Ging man von 12—1 um die Thore bis zum Untermainkai, so hatte man was zu sehen. Und Jeder kannte Jeden. Wie oft hat Schreiberin dieses nicht vor den Thoren die damalige preußische Gesandtin Bismarck mit ihren Kindern begegnet. Die beiden strammen preußischen Knaben, die mitten im Winter mit entblößten Beinen spazieren geführt wurden, sind ihr unvergessen.

Gehoben wurde das Straßenleben durch das reichlich vertretene Militär. Jeder deutsche Bundesstaat stellte sein Contingent. Das wimmelte von den verschiedenen Uniformen. Kein Wunder, daß die Eltern in der Brönnerstraße den Schulmädchen anempfahlen, den Rückweg vom „weißen Hirsch" über den kleinen Hirschgraben und die Töngesgasse zu nehmen, da es nicht für passend galt, sich in das bunte Treiben der Hauptstraßen zu mischen. Schreiberin muß eingestehen, daß das elterliche Gebot recht mangelhaft befolgt wurde! Es war aber auch gar so ver-

lockend, den belebten Roßmarkt, am englischen Hof vorbei, hinaufzuspazieren; auf dem Paradeplatz gabs häufig von 12—1 Militärmusik, die hörte man fürs Leben gern! Und was für ein Leben herrschte dorten herum! Dorten hielten die Kutschen mit eleganten Insassen; wie viele schöne Frauen plauderten mit schneidigen Offizieren, namentlich Österreichern, die ein Elite-Corps, die Jäger, mit prachtvollen wehenden Federbüschen, bildeten. Diese waren überhaupt die beliebtesten — es waren aber auch klangvolle Namen darunter! Arm in Arm promenierten auf der Zeile die gemütlich ausschauenden, hellblauen bayrischen Marssöhne, und strichen sich schmunzelnd die Bärte, wenn hübsche Frauen, und niedliche Backfischchen des Weges kamen. Die strammen Preußen liebte man am wenigsten. Man hatte das Gefühl, mit denen sei nicht gut Kirschen essen. Alle Sympathien, der ganze Volkscharakter zogen zu Süd-Deutschland hin. Wenn Stoltze seine witzigen Verse damals über „Frankfurt's Macht und Größe" schrieb, so lag ja wohl Wahrheit in seinem Ausmalen des heimischen Bürgerstolzes. Es läßt sich aber ebensowenig leugnen, daß man wohl Grund hatte, stolz auf die schöne Vaterstadt zu sein, die politisch eine solche Sonder-Stellung einnahm, und durch ihren Reichtum und ihr Ansehen dieser auch voll gerecht wurde.

Kunst und Wissenschaft blühten ebenso wie Handel und Gewerbe, wie Luxus und Geselligkeit. Im Theater ward der Bürgerschaft Schönes geboten. Wer von alten Frankfurtern sich noch der Zeit eines „Hassel", für welchen die Hampelmaniaden und der Bürgerkapitän geschrieben worden waren, erinnert, dem wird noch ein verklärendes Lächeln auf die Züge treten, wenn er sich die köstlichen Abende zurückruft, wo ein übersprudelnder Lokalhumor wahre Jubellachsalven hervorrief. Schneider in seiner Jugendblüte und Vollmer sind unvergessen. Ebenso der machtvolle Bassist Detmer. Offenbachs Stern war aufgegangen und leuchtete am Theaterhimmel. Sein Orpheus mit Hassel als Jupiter, Stolz als Prinz von Arkadien, Werkenthin als Pluto, die köstliche Labitzki als Eurydike, der Gesangs- und Geigenkünstler Baumann als Orpheus, der treffliche Pichler, so etwas ist nie wieder gekommen. Die Schwätzerin von Saragossa von Offenbach, als

welche die anmutige Labitzki in fabelhafter Zungenfertigkeit exzellierte, hat mit ihr unsre Bühne verlassen. Wenn die schöne Bartelmann, ein echt heimisch Kind, den Bürgerkapitän mit dem klassischen Frankfurter Wort: „Lisi, gebb emol der Schawell en Stumper" eröffnete, da lachte jedem Zuhörer das Herz im Leibe! Aber auch in Opern wurde Glanzvolles geboten: Die Hochzeit des Figaro, Don Juan, Oberon, Alceste, Orpheus von Gluck, die Vestalin von Spontini 2c. 2c., füllten das Haus bis zum letzten Platze und ließen die Herzen höher schlagen. Damals „putzte" man sich noch für das hell erleuchtete Schauspielhaus, in welchem während der Pausen das Orchester spielte, und das auch während der Vorstellung hell erleuchtet blieb. Aber auch welch ein Kranz schöner, eleganter Frauen und Mädchen zierte da die Logen, lauter klangvolle, stadtbekannte Namen!

Im Saalbau hatte man die Museumsconcerte ins Leben gerufen. Sie bildeten den Sammelplatz der erlesensten Gesellschaft, die Stätte mustergültiger Aufführungen. Der tüchtige, feinsinnige Dirigent des Cäcilienvereins, Müller, leitete sie und brachte beide Vereine zu hoher Blüte. Der treffliche Musiker Rühl hatte den Verein gleichen Namens gegründet, der ebenso Vorzügliches leistete.

Der neugeschaffene Zoologische Garten auf der Bockenheimer Chaussee, zwischen dem Gontardschen und Majer-Steegschen Hause, bildete nach andrer Seite hin einen großen Anziehungspunkt. Er war schön angelegt; prächtige Alleen alter, schattenspendender Bäume, schöne Rasenflächen muteten an; seine Größe stand im Verhältnis zur damaligen Bevölkerung. Der gute Tierbestand, geschmackvoll und elegant untergebracht und vorzüglich unterhalten, gute Restauration mit vielen Sitzgelegenheiten machten ihn zum Lieblingsaufenthalt der Bürgerschaft, abwechselnd mit den mannigfachen Stadtwaldrestaurationen, an deren Spitze das alte Forsthaus, das nie seinen Reiz für die Bevölkerung verlieren wird. Auf dem Forsthaus herrschte damals auch ein besonderes Leben, wie es nie wieder kommen wird. Längs der Sitzplätze und dem Waldessaume lief eine Fahrstraße. An Sonn- und Festtagen nun kamen alle die Wagenbesitzer in ihren präch-

tigsten Gefährten diese Straße gefahren, die Damen in großer Toilette. Die ganze Diplomatie, lauter stadtbekannte Persönlichkeiten — da gabs was zu sehen und zu begloſſieren. Waren die Wagen bis oben gefahren, so pflegten die Insaſſen auszusteigen, den Weg längs der Sitzplätze zurückzugehen, und die dann von der anderen Seite angefahrenen Wagen wieder zu besteigen. Das gab ja allerdings mehr Staub für die Gäste des Forsthauſes, als heut zu Tage, aber — wie amüsant und anregend war das Leben und Treiben dafür auch. Alle diese Vergnügungsorte trugen dazu bei, die von jeher ausgeprägte Lebensfreudigkeit und Genußfähigkeit der Frankfurter zu erhöhen, dem Bürgertum diesen Stempel als eine Art Volkscharakters aufzuprägen. Man hatte es zwar nicht so bequem wie heutzutage, die Wälder zu erreichen, und man mußte schon gut zu Fuß sein. Aber das Laufen per pedes apostolorum war ja auch noch nicht so aus der Mode. Es gab nur die alte Brücke, und die damals noch sehr weit abgelegene Eisenbahnbrücke, sowie die sehr begehrte Überfahrt am Fahrthor, um hinüber nach Sachsenhausen zu kommen. Diese kostete per Person zwei Kreuzer und ebensoviel das Brückengeld auf der Eisenbahnbrücke, zu der man auf der einen Seite eine große Treppe hinauf, auf der anderen eine ebensolche hinunter zu klettern hatte. Vom Fahrthor bis zum Sandhofe kostete die Überfahrt per Person sechs Kreuzer — das machte für vier Personen schon einen Sechsbätzner, und das war viel Geld dazumal. Dann ging es im Sommer bei glühender Hitze einen schmalen, schattenlosen Pfad längs der Felder, den Sandweg, hin, bis zum Walde — war es sehr belebt, so mußte ein „Gänsemarsch" bis zum Walde aufgeführt werden. Aber man kannte es nicht anders, und man war in allen solchen Dingen anspruchslos und zufrieden mit dem Althergebrachten.

Auch nach dem Taunus herrschte damals viel Zug. Das Höchste für die Eulerskinder aber war es, wenn eine große Kutsche mit Bedientensitz genommen und nach Homburg oder gar Königstein gefahren wurde. Das Fahren durch die vielen Ortschaften, wo häufig Schlagbaumgeld bezahlt werden mußte, war ein köstliches Vergnügen. Das Treiben in Homburg, namentlich

in den eleganten Spielsälen, wo man auffallende Erscheinungen in Menge sah, erweckte stets dasselbe Interesse. Das Gewoge geputzter Menschen auf der Terrasse bei Beleuchtung und Musik das Schönste, was man sich denken konnte. In Königstein bei Colosseus, und in Zwingenberg bei Dieffenbach im Löwen, haben Eulers mehrere Jahre hintereinander schöne Sommerferien verlebt, denen sich ein großer Teil der weiteren Familie anschloß, was dann jedesmal eine herrliche Zeit für die Kinder war.

XIX.

Im Sommer 1865 sollte die Hochzeit des Dr. med. Cristoph Rehbock in Crefeld stattfinden. Der Schwager Steitz sollte die Traurede halten und Schreiberin bei der Gelegenheit einer Einladung nach Essen, von einer Lausanner Institutsbekannten, Folge leisten. Es hatte einen harten Kampf gekostet, dem Vater die Erlaubnis zur Reise abzubetteln. Er wollte durchaus das kaum flügge gewordene Vögelchen nicht allein hinausflattern lassen in die weite Welt. Vater und Tochter hingen sehr aneinander. Im verflossenen Jahre hatte die Tochter eifrig aus des Vaters Bibliothek die besten Werke über Litteratur und Kunstgeschichte studiert, die Biographien der größten Dichter mit ihm durchgenommen. Auf den täglichen Spaziergängen fand ein lebhafter Austausch des Gelesenen statt. An Sonn- und Feiertagen saß sie neben dem Vater vor den großen Bücherschränken, und ließ sich von ihm die schönsten Schätze seiner großen Bibliothek zeigen; er mußte ihr von seinen Vorträgen im Altertumsvereine erzählen, sie lebte geistig mit ihm; scherzend erzählte er ihr wohl auch von seinen zu führenden Prozessen, und pflegte zu sagen, es sei ein Jammer, daß sie als Mädchen auf die Welt gekommen, wie schön hätte sie mit ihm arbeiten können, die Stütze und Hülfe seiner alten Tage. Ja, wenn man damals schon hätte als Frauenzimmer zur Universität gehen können, wenn man Mädchengymnasien gehabt hätte!

Welcher Vater könnte wohl auf die Dauer einem Schmeichelkätzchen und Bettelkindchen von Töchterchen widerstehen? Die Reise ward jubelnd angetreten. Solch ein Flug in die Welt war ja was zu Köstliches. Die schöne Rheinfahrt entzückte die Reisende. Sie war allein in einem Damen-Coupe, was freilich etwas lang-

weilig war, dafür aber konnte man auch immerzu von einem Fenster zum andern springen, um ja nichts zu übersehen von all den Herrlichkeiten, die man zum erstenmale sah.

Beim Einfahren in den Düsseldorfer Bahnhof, wo ein etwas längerer Aufenthalt war, gewahrte sie einen wunderschönen jungen Mann! Groß und schlank, mit dunkelblondem lockigen Bart und Haupthaar. Hohe Stulpstiefel, ein flottes Reithabit nebst Peitsche geben ihm ein extravorsches Aussehen. Aus einem nebenanliegenden I. Klasse-Coupee winkte man ihm — er stürzte herbei und half zwei eleganten Damen aussteigen. Die Kleinere der beiden küßte er, nahm Reisenutensilien ab, die er einem Träger übergab, und heiter plaudernd verließ das Kleeblatt den Perron. Das Mädchen sah ihnen nach — das Bild des schönen, jungen Mannes, seine liebenswürdige flotte Art, wollten ihr nicht aus dem Sinn.

Ins stattliche Haus der Essener Gastfreunde wurde sie jubelnd eingeführt. Oh, über die Wonne des Wiedersehens! Das war gleich ein Gescherze und Geplauder, als wenn man erst gestern aus Lausanne gezogen sei. Und es war doch fast ein Jahr seitdem verflossen! Der Hausherr entschuldigte die Abwesenheit der Wirtin, die im letzten Moment ihr Kommen hinausgeschoben und abtelegraphiert hatte. Als später die zwei Freundinnen zusammensaßen, da mußte die Reisende erzählen. Es war doch zu interessant, eine so weite Reise, und ganz allein! Eines Trauerfalles wegen war die Crefelder Hochzeitsfeierlichkeit geändert worden, das Reiseprojekt sollte ohne Crefeld ausgeführt werden. Auf die Frage nach besonders interessanten Erlebnissen kam dann unter Erröten die Beichte des tiefen Eindrucks, welche der schöne junge Mann auf die Reisende gemacht hatte. Er mußte beschrieben werden. „Oh", sagte die Freundin, „so sehen viele unserer feinen jungen Herrn aus. Das könnte ebensogut mein Bruder sein, wie irgend ein anderer Düsseldorfer! und das Forsche, das Dir so besonders imponierte, das kommt hauptsächlich durch die Kurenstiefel, die sie alle tragen!"

„Kurenstiefel!" sagte erstaunt die Frankfurterin, „was ist denn das? Wir nennen sie Reit- oder Stulpstiefel!"

„Ach was, Kurenstiefel sagt man! Weißt Du denn nicht, was ein „Kux“ ist?“

„Ein Kux? das hab ich mein Lebtag nicht gehört!“

„Nicht möglich! Hat denn Dein Vater keine?“

„Kurenstiefel, na, das würde schön aussehen für einen reichsfreistädtischen Juristen!“

„Ach, dummes Ding! ich meine nicht Stiefel! ich meine, ob er keine Kuxen hat?“

Auf das gewiß sehr einfältige Gesicht hin sagte die Freundin:

„Ich sehe schon, ich muß Dir das erklären. Ihr scheint da oben ja keinen Schimmer von Industrie und Bergbau zu haben! Also: ein Bergwerk wird in viele „Kuxe“ eingeteilt, und jeder Bergwerksbesitzer oder auch „Gewerke“ hat so und so viele davon. Da nun alle unsere Herrn Besitzer von Kuxen sind und oft zu den Bergwerken müssen, und diese natürlich weit draußen auf dem Land liegen, wo es oft bei schlechtem Wetter böse aussieht, so tragen sie alle die hohen Stiefel, die heißen drum „Kurenstiefel“. Wir müssen hier Deiner Bildung entschieden nachhelfen und vor allem mal mit Dir einfahren in so ein Bergwerk — das ist interessant!“

„Dann muß ich wohl auch so Stiefel anziehen?“

Die Freundin wollte sich ausschütten vor Lachen.

„O Du, der Du, die die das!“ machte sie und tippte mit dem Finger auf die Stirne. „Nein, aber in ein besonderes Habit wirst Du gesteckt, die hängen dafür auf den Zechen, und dann sausen wir hinunter in einem „Hund“, so heißen die Beförderungswagen — Du wirst Augen machen!“

Augen machte die Frankfurterin freilich später, als sie in „Zeche Dorstfeld“ einfuhr, rechte Angstaugen machte sie, und Herzklopfen hatte sie ganz unsagbares, und sie dankte Gott im Stillen inbrünstig, als sie wieder im köstlichen Tageslicht war — aber interessant war es doch über alle Maßen gewesen. Damals ahnte sie freilich nicht, daß sie zwanzig Jahre lang so viel von Kuxen hören und ganz bewandert im Bergbau werden würde. Die Zeit direkt nach dem Kriege von 1870—71, da nach langem Darniederliegen des Bergbaues dieser einen so eminenten

Aufschwung nahm, daß die Millionen nur so aus der Tiefe der Erde herausgeschleudert wurden, und, wie man damals sagte, „auf der Straße lagen", der infolgedessen damals alles Maß übersteigende Luxus, der in den niederrheinischen Städten und Industriezentren getrieben wurde, war der an die stets sich gleichbleibende, solide, behagliche, aber einfache Lebensführung gewohnt Gewesenen schier unheimlich — das ganze Leben und Treiben aufregend und atemraubend erschienen. —

Später holte man die gegenseitigen Photographie-Albums herbei. Eine Reise ohne diese, wäre undenkbar gewesen dazumal. Der Besuch schlug das Album der Freundin auf — ein Jubelschrei „das ist er!" und damit deutete sie auf ein Bild, das just so aussah, wie der Herr in Düsseldorf.

„Ja, das ist mein Bruder Karl Gustav — nun kanns losgehen! Er ist Direktor auf Vaters Fabrik in Düsseldorf — alle Samstage kommt er herüber, um mit Vater zu besprechen und bleibt bis Montag früh. Am Sonntag ist immer Familienabend. Die Damen waren natürlich Mutter und ihre Gesellschafterin, die der Bruder nicht fortgelassen hat. Nein, aber so was!"

Man sagt oft, es stehe dieses und jenes in den Sternen geschrieben — so muß es denn wohl in dem vorliegenden Fall gewesen sein! Schon das erste Kommen des jungen Mannes besiegelte das Geschick des jungen Paares. Wie er ihr, so hatte sie ihm direkt gefallen, und jedes Wiedersehen an den folgenden Samstagen befestigte die Neigung der Beiden. Der Aufenthalt in der Kanonenstadt, mit so viel noch nie Gesehenem, die liebenswürdige Gastlichkeit der Rheinländer, die reizende Geselligkeit, das alles bezauberte die junge Reisende. Das Kennenlernen der den Gastfreunden nahverwandten Familie des Kanonenkönigs Krupp mit all dem Großartigen, was mit dessen Stellung und bedeutender Persönlichkeit zusammenhing, hat Schreiberin schon einmal an anderer Stelle beschrieben. Alles dieses zusammengenommen machte den sechswöchentlichen Aufenthalt zu einem außerordentlich reizvollen und interessanten, und bildete das erste Kapitel zu dem späteren Lebensromane der jungen Frankfurterin.

Originell war gleichfalls der Moment, da die nach einigen Tagen anlangende Hausfrau den Logiergast zu Gesichte bekam. Als sie ihn anschaute, sagte sie erstaunt lächelnd:

„Das Gesichtchen sehe ich heute zum dritten Male, und mit derselben Freude wieder!"

Erstaunten Auges schaute das Mädchen darein. „Ja, schauen Sie mich nur mit den braunen Augen an! Das erste Mal, als ich unsere älteste Tochter ins Pensionat Duprez in den weißen Hirsch brachte, da flog durch den großen Hof ein wildes Kind, mit lachenden braunen Augen, flatternden Haaren von rundem Kamm gehalten, und glühenden Bäckchen. Eine dicke rote Korallenkette lag um den bloßen braunen Hals! Das zweite Mal, als ich unsere zweite Tochter nach Lausanne ins Pensionat brachte, trat aus der Thüre von Chateau Beaulieu, wie es hieß, ein junges Mädchen — die Augen erkannte ich wieder, die blühenden Wangen und die dicke Korallenkette — aus den fliegenden Haaren waren Flechten geworden, aus dem tollenden Kinde ein sittsames junges Mägdlein. Es grüßte artig und schritt hinunter in den Garten, mit offenem Buche. Unten im Garten blühten die Lorbeerbäume und grüne Feigen hingen an breitblätterigen Sträuchern, und der herrliche blaue Leman dehnte sich weit, weit hinaus. Ich sah dem Mädchen nach — es lehnte sich auf die Mauer der Terrasse, die nach dem See zu ging, und schaute in all die Herrlichkeit hinaus! Und heute seh ich die braunen Augen, die blühenden Wangen, und — die dicke Korallenkette zum dritten Male! Da waltet doch ein merkwürdiger Zufall, dessen ich mich von Herzen freue! Denn die Kleine schon hatte es mir angethan in ihrer sonnigen Kindlichkeit!" Und sie küßte den jungen, heißerrötenden Gast! Ohne es damals zu wissen, war derselbe von der Reise an Fatalist geworden!

Von Essen aus gings nach Amsterdam zum Onkel Alexander Rehbock. Da lernte man wieder ein ganz ander Stück Welt und Leben kennen. Wie interessierte die große, von zahlreichen Grachten durchzogene Stadt! Soviel Gewässer, der Hafen am Y, das nahe Meer, das man von Zandvoort aus in majestätischer

Endlosigkeit vor sich liegen sah, wie großartig und neu beeindruckte einen das alles! Der Zoologische Garten, der berühmte Artis, enthielt doch noch ganz andere Tiere, als der heimische auf der Bockenheimer Chaussee. Da sah man zum erstenmal die Colosse, Nilpferde, Nashorne und Giraffen in voller Wirklichkeit, die man bis jetzt nur im Senckenberg ausgestopft erblickt und angestaunt hatte. Überhaupt ward es jetzt immer klarer in dem von starkem Lokalpatriotismus befangenen Köpfchen, daß doch hinter den Bergen auch noch Leute wohnen! Die große, elegante Geselligkeit, Concerte, Theater, die behaglichen, gediegenen holländischen Häuser der ersten deutschen Gesellschaft, die ganze Lebensführung, alles beeindruckte die junge Reisende und diente dazu, ihren Gesichtspunkt zu erweitern, ihr Verständnis für die Sitten und Gebräuche anderer Menschen und Stätten zu vertiefen. Diese Reise wurde eine bedeutende Lernzeit des geselligen Tones für das kaum den Backfischschuhen entwachsene Mädchen.

Ein weiteres Jahr war verflossen. 1866 brach herein und mit ihm die politischen Ereignisse und Umwälzungen, die schon durch Preußens Fernbleiben vom Fürstentage angebahnt worden waren. Die drohenden Wolken hatten sich entladen; Einquartierung kam und ging — auch im Eulerschen Hause.

Im Gärtchen an der Brönnerstraße saßen Mutter und Töchter und zupften Charpie, ganze Berge! Auch die jüngere Tochter war jetzt aus dem Institut von Baden-Baden zurückgekehrt. Die Mutter und diese nähten schwarz-rot-gelbe, die älteste Tochter, als Preußenbraut, schwarz-weiße Feldbinden. Es waren so was wie zwei Parteien entstanden. Der Vater war nicht antipreußisch gerade. Sein kluger Kopf trug den Verhältnissen Rechnung und hatte erkannt, von welcher Seite Deutschland das Heil kommen mußte. Das markige, schneidige Preußen imponierte ihm. Trotzdem kam es dem von Lokalpatriotismus durchdrungenen Frankfurter hart an, daß gerade an Frankfurt der Anfang zu einem einigen Deutschland gemacht werden, Frankfurt seine Rechte als freie Stadt und seinen Nimbus einbüßen sollte Die schweren, über die Stadt hereingebrochenen Zeiten

erschütterten auch im Eulerschen Hause die Gemüter aufs tiefste — Jammer und Wehklagen erschollen auch hier. Jeder Einzelne fühlte sich so unschuldig an den verhängten schweren Strafen. Bis ins Innerste getroffen ward Euler durch das tragische Geschick des Bürgermeisters Fellner, der auch ihm ein lieber Bekannter gewesen. Die schlimmsten Tage aber waren der Einzug des General v. Manteuffel, nachdem General Vogel v. Falkenstein die Stadt verlassen hatte. Was Clio hierüber in das Buch der Weltgeschichte eingetragen, kann nicht wieder ausgewischt werden, auch wenn alle diejenigen, so es miterlebt haben, längst in kühler Erde modern.

Auf die nach Essen hingewanderten Berichte aus der Vaterstadt, die damals trübe und schier verzweifelt klangen, aber trotzdem von weiter Abliegenden belächelt und unglaublich befunden wurden, erschien eines Tages der Schwiegervater in spe aus der Kanonenstadt, um die Eulers-Mädels nach dorten zu holen. Es gewährte nur schlechten Trost im Brömmerstraßen-Hause, daß der früher selber preußische Soldat und Reserve-Offizier Gewesene betonte, daß es nichts prächtigeres gäbe, als diese trefflichen, in hoher Manneszucht geschulten, preußischen Soldaten und Landwehrleute. Wenn man auch über diese keine Klagen führte, die Frankfurter Herzen bluteten und zuckten wie todwund. Die Zeit bleibt unvergessen, wenn auch alles Andere sich zugezogen hat!

In Essen aber ward es im Herbste eine fürchterliche Zeit. Als Folge des Feldzuges war die Cholera eingezogen und hielt reiche Ernte in der dichtbevölkerten Stadt, nicht nur in den untersten Volksschichten. Die Eulers-Mädels, die unbekümmert um die grausigen Berichte fortfuhren im Garten das Obst abzupflücken und mit Stumpf und Stiel roh zu verzehren, gegen alle ärztlichen Vorschriften, wurden die Gegenstände der größten Sorge für die Hausbewohner, und als die Familien geängstet in immer größeren Scharen die Stadt verließen, da setzte man sie auch eines Tages in die Bahn und ließ sie nach Hause befördern. Sehr bald darauf legten sich Schwiegervater und Schwager in spe hin, gepackt von der entsetzlichen Krankheit trotz aller Vorsichtsmaßregeln. Sie sind zum Glück beide mit dem Leben

davongekommen, doch ist Furchtbares noch lange von den sich nur langsam Erholenden erzählt worden. Den Eulers-Mädels aber ist der reichliche Obstgenuß recht gut bekommen! Auch in Frankfurt hatten die wunden Krieger die Seuche eingeschleppt, doch gelang es, sie auf die Baracken der Pfingstweide zu lokalisieren. Frankfurt hat seinen Namen, immun für Seuchen zu sein, rühmlich bewährt!

Noch schwer unter den politischen Ereignissen leidend, traf die geliebte, nun ihrer Sonderstellung beraubte Stadt im folgenden Jahre ein neuer schwerer Schlag. Eulers weilten gerade am Rhein, wo das Essener Elternpaar seine silberne Hochzeit in Remagen, im Hotel Caracciola, feierte, als in der Nacht vom 14. auf 15. August 1867 der große Brand ausbrach, der seinen Folgen und seiner Ausdehnung nach so schwer und umfassend wurde, wie er seit vielen Menschenaltern nicht über Frankfurt gekommen war. Außer öffentlichem und privatem Eigentum war der Verlust mehrerer Menschenleben zu beklagen.

Das Feuer war entstanden in dem Hause des Bierbrauers Müller auf dem Garküchenplatz. Es griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß in wenigen Augenblicken das Dach der Domkirche in Flammen stand. Der Strahl der Spritzen konnte die First nicht erreichen. Der „Pfarrturm", dessen Erbauung fast ein Jahrhundert gedauert, ward in wenig Stunden ein Raub der Flammen. Zwar wurden Mauerwerk und Gewölb erhalten. Auch von den historischen Denkmälern im Innern das Meiste gerettet. So die Wahlkapelle der Kurfürsten, der Hochaltar, an welchem die Kaiserkrönungen vollzogen wurden, das Grabmonument Kaiser Günthers von Schwarzburg; aber die prächtige Orgel und zahlreiches Schmuckwerk ist vernichtet. Der originelle Turm, dessen Spitze, bekanntlich unfertig, seit 1848 mit der sogenannten Reichslaterne gekrönt war, gehörte zu den berechtigten Eigentümlichkeiten Frankfurts, an welche, in den Augen der Eingeborenen, die Erinnerung eine Art von Pietätsverhältnis geknüpft hatte. Galt doch der seltsame Ausbau, schon aus der Ferne und im Bilde Frankfurts kenntlich und dem Panorama der Mainstadt eigentümlich, gleichsam als Wahrzeichen des alten

Frankfurts, auf dessen historische Entwicklung und Größe er so viele Jahrhunderte durch herabsah. Die Glockenstühle brannten zusammen, das berühmte Geläute, darunter die große Karolusglocke, deren herrlicher, metallreicher Klang ein Privilegium der Festtage und der Meßzeit war, stürzten, das Gewölbe durchschlagend, in das Schiff der Kirche.

Es gab nur den einen Trost! Trotz des weithin sprühenden Funkenregens (sogar das Dach der in der neuen Kräme liegenden damaligen Börse geriet in Brand) entging die Stadt der Gefahr eines Schicksals von Hamburg. Nur die Domschule und eine Anzahl angrenzender Häuser brannten nieder.

Am 15. August morgens um 11¼ Uhr kam mit einem Extra-Zug der Taunusbahn der König Wilhelm von Preußen in Frankfurt an. Militär- und Zivil-Behörden empfingen den Monarchen. Begleitet von dem älteren Bürgermeister Dr. Müller und Landrat von Madai fuhr Seine Majestät den Mainkai entlang, nach der Brandstätte. In die Westendhalle zurückgekehrt, gab der König Audienz einer Senatsdeputation, einer solchen der ständigen Bürgerrepräsentation, den Mitgliedern der Gerichtshöfe, der Handelskammer, des Konsistoriums.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß, nachdem mit dem deutschen Bunde das letzte Schattenbild des deutschen Reiches verschwunden war, nun auch der Dom zerstört wurde, in welchem die deutschen Kaiser seit Jahrhunderten ihre Kronen empfingen.

Der noch schwer dem Alten nachtrauernden Bürgerschaft griff dies neue tragische Geschehnis tief ins Herz. Wer hätte nicht an dem lieben alten Pfarrturm, der jedes Einzelnen trauter Freund war, mit seiner ganzen Seele gehangen? Jeder betrachtete es als einen persönlichen Verlust!

XX.

Es ist bekannt, daß das älteste Frankfurt, bestehend in dem oberen Teil von Sachsenhausen, jenseits des Maines, diesseits in dem Raume der zwischen der Brücke, Fahrgasse, bis etwa zur Kannengießergasse, Markt bis in die Hälfte der nach der Schnurgasse hingehenden Gäßchen, von da am nördlichen Rande des Römerberges nach der Paulsgasse hin bis zur Buchgasse, von da den Main hinab bis ans Leonhardtsthor, sich erstreckte. Es war dies nichts weiter als ein kaiserlicher Palast mit Nebengebäuden, Dienstwohnungen und zwei Kapellen, deren eine wahrscheinlich auf dem Hühnermarkte stand, während die andere einen Teil des späteren Domes einnahm. Die letztere war die eigentliche, die kaiserliche Kapelle, und ein Marienaltar in derselben wird in einer Urkunde Ludwig des Deutschen anno 874 erwähnt. Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 880 zeigt uns, daß sie dem Heiland gewidmet war, und den Namen „Salvators Kapelle" trug. Damals gründete König Ludwig III. an derselben ein Stift von zwölf Geistlichen, das spätere Domstift. Fernere urkundliche Erwähnungen sind aus den Jahren 882, 977, 1127, 1215 u. a. m. vorhanden.

Die Salvatorkapelle oder Kirche ward im 13. Jahrhundert so baufällig, daß sie abgetragen und durch eine Neue ersetzt werden mußte. Anno 1239 war diese vollendet. Der Name „Bartholomäuskirche" war schon früher aufgekommen, nachdem einige Reliquien vom Körper des Apostels Bartholomäus hierher gebracht worden waren. Der Bischof Lindolf von Ratzeburg weihte sie am 24. August 1239 ein. Sie nahm jedoch nur einen kleinen Teil des Raumes der späteren Domkirche ein. Wenn es wahr ist, was behauptet wird, daß nämlich ein Teil der damaligen Kirche bei den nachfolgenden Bauten erhalten worden sei, so würden wir hier das älteste Beispiel der Anwendung des sogenannten gotischen Stiles in Deutschland haben. Der jetzige,

oder vielmehr der durch den Brand zerstörte Bau, ist um 1315 unter Ludwig von Bayern begonnen, und wahrscheinlich deshalb großartiger angelegt worden, damit für die Wahl und Krönung der deutschen Könige hinreichend Raum vorhanden sei. Das Chor ward 1338, der nördliche Flügel 1351, der südliche 1352 vollendet. Der Kreuzgang war 1348 begonnen worden. Die Wahlkapelle ist aus dem Jahre 1355.

Zu dem Pfarrturm, diesem berühmten Wahrzeichen der Stadt, ward am 6. Juni 1415 der Grundstein gelegt, und es dauerte bis zum Jahre 1512, bevor der Bau so weit gediehen war, als er bislang gestanden hatte. Er galt mit Recht als einer der schönstgegliederten, künstlerisch vollendetsten Türme Deutschlands. Von der Trefflichkeit seines Mauerwerkes legte die schaurige Brandnacht des 14—15. August 1867 ein Zeugnis ab, da dasselbe so viele Stunden der Gewalt ungeheuerer Feuersäulen widerstanden, ohne zusammenzubrechen, welchem Ereignis man mit angstbebendem Herzen entgegengesehen hatte.

Die erste Königswahl, die geschichtlich nachweisbar in Frankfurt geschah, war diejenige Friedrich Barbarossas 1152. Ebenso die von Friedrich II. und seines Sohnes, des später von ihm entsetzten Heinrich. Ferner Richard von Cornwall, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I., Heinrich VII. von Luxemburg. Der Umstand, daß die beiden großen Hohenstaufen, die letzten welche die wirkliche Kaisermacht geübt, in Frankfurt erwählt wurden, ließ es ihren Nachfolgern doppelt wertvoll erscheinen, daß ihr Herrscheramt von demselben Punkte seinen Ausgang nähme; zur Zeit Kaiser Karl IV. ward diese Gewohnheit schon als feststehendes, giltiges Recht angesehen. Seit Maximilian 1562 wurde auch die Krönung der meisten Kaiser zu Frankfurt vorgenommen.

Der Brand des Kaiserdomes paßte seltsam zu den Umwälzungen, die das Deutsche Reich erfahren — wie ein Abschluß seiner alten Geschichte! „Was wird die neue ihm und der altehrwürdigen Stadt am Main bringen?“ So fragten sich voll Angst und Bangen die damaligen Bürger!

XXI.

Wie Euler am Fuß des Domes geboren worden, in dessen Schatten er aufgewachsen war, so tief wie die Liebe zu dem prächtigen, altehrwürdigen Baudenkmal ihm im Herzen gelegen, so tief ging ihm auch der Verlust desselben mit tausend Schmerzen hindurch. So war er denn auch unter den ersten bei der Gründung eines Vereins zum Aufbau des Inneren und Äußeren, des von den Flammen so grausam Beschädigten. Er wurde von Anbeginn an Vorsitzender des Dombauvereins.

Am 15. August 1867, 7 Uhr abends, langte ein Telegramm der Königin Auguste von Preußen aus Baden-Baden an Landrat von Madai an, welches warme Worte des Mitgefühls für die Stadt enthielt nebst der Bitte um weitere Nachrichten, eine etwaige Hilfe ihrerseits betreffend. Am 4. September folgte ein allerhöchstes Handschreiben Ihrer Majestät an den Stadtpfarrer Thissen in Frankfurt, welches den Beitritt der hohen Frau als Mitglied des Dombauvereins mit einem Beitrage von 1000 fl. anmeldete, nebst warmen Worten der Freude an dem gegründeten Verein.

Euler hat später selber einmal die für alles Hohe und Schöne so empfängliche Fürstin im Dome herumgeführt.

Im Jahre 1869 schloß die 90 Jahre alte Mutter, Groß- und Urgroßmutter Sophie Louise Euler die Augen zur ewigen Ruhe. Fast 20 Jahre lang war sie Mitbewohnerin des Brönnerstraßen-Hauses gewesen, geliebt und hochgehalten von Kindern und Kindeskindern. Geistig frisch bis zuletzt, da sie sanft hinüberschlummerte, ein Vomlebenscheiden, wie es nur wenigen zu Teil wird, und wie es doch von einer urweisen Natur dem Individuum bestimmt ist — ein Ausleben bis zur höchsten Grenze der gesteckten Erdentage! Sie hatte noch die Freude miterlebt, einem Essener Urenkelkind Patenschaft zu gewähren.

Die so lange von ihr bewohnt gewesenen Räume, die s. Z. der heranwachsenden Familie, der immer mächtiger anwachsenden Praxis Eulers oft recht gefehlt hatten, standen nun leer, da man sie entbehren hätte können — denn die jüngste Tochter hatte auch das Elternhaus gegen ein eigen Heim in Bremen vertauscht.

Ja, es war still geworden im Hause! Bitterschwer entbehrten die alternden Eltern die heiteren, jungen Bewohner! Freudenwochen aber wurden es, wenn die Kinder und Kindeskinder von draußen hineingeflogen kamen, die alte treue Liebe für Eltern und Heimat im Herzen.

Eulers Thätigkeit war in dieser Zeit eine gewaltige. Seine Praxis, seine Vereinsthätigkeit, sein Studium, seine schriftstellerischen Arbeiten, das Anwachsen seiner enormen und wertvollen Bibliothek, hatten das höchste Maß erreicht. Der Raum für die Bücher mußte an allen Ecken und Enden des Hauses kunstvoll geschaffen werden. Selbst im geräumigen Souterrain waren zwei Zimmer damit angefüllt. Der jetzt 56jährige Mann fühlte in sich noch die Arbeitskraft, Schaffens- und Lebensfreudigkeit eines Jünglings. Die größte Freude gewährte es ihm, dank der Opferfreudigkeit der Stadt und ihrer Bürger, das künstlerische Auferstehen des Domes so prächtig voranschreiten zu sehen.

Da kam das Jahr 1870. Mit klopfendem Herzen hatte die Welt nach Ems hingeschaut, wo sich das Vorspiel zu dem größten Ereignis des 19. Jahrhunderts, dem deutsch-französischen Krieg, abspielte. Am 18. Juli 1870 war im „Vaticanischen Konzil" das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes in Rom dekretiert worden; am Tage darauf erging die französische Kriegserklärung an Deutschland, ertönte auf den pariser Boulevards das Geschrei: „Nach Berlin! Nach Berlin!"

Man hatte in den Tuilerien gehofft, die brutale Herausforderung an ein uneiniges Deutschland gerichtet zu haben! Aber diesmal gab es nur „Ein Volk in Waffen", mit dem Jubelschrei: „Das ganze Deutschland soll es sein," stand Alles auf. Verschwunden waren Partikularismus und Lokalpatriotentum. Jeder wußte, es ging um die höchsten Güter der Nation, um

Freiheit und Vaterland! Was Deutschland, das endlich geeinte, damals leistete, welche Kraft in seinen Gliedern, welcher hohe Geistesflug in seinem Schädel wohnt, das hat es glänzend gezeigt. Binnen 180 Tagen hat es 17 blutige Schlachten geschlagen und 156 Treffen geliefert, 385000 französische Soldaten, worunter 11650 Offiziere, gefangen genommen, 26 feste Plätze erobert, 120 Adler und Fahnen und 6700 Geschütze erbeutet. So etwas war buchstäblich noch nie dagewesen. Alles Beste und Höchste, was der deutsche Genius je gedichtet und getrachtet, Alles was unsre Kulturhelden gesät, gepflegt und gezeitigt haben, ging auf als stolze Männersaat; vom leitenden Strategen herab bis zum jüngsten Soldaten, trug es ein Jeder in der Brust: „Blut und Leben für die höchsten Güter dieser Welt einzusetzen!"

Die Jahre 1870—71 haben das Rätsel von Deutschlands früherer Ohnmacht, seines Deutschmicheltums gelöst: „Gebt Deutschland die Einheit, so gebt ihr ihm die Kraft, eine Weltmacht ersten Ranges zu werden!" Seitdem klingt der deutsche Name in den fernsten Ländern mit hohem Klang, und wir selber tragen ihn so stolz, wie nur je ein Volk den seinen getragen hat.

Tochter der Gerechtigkeit, hochheilige Nemesis, sie kam, endlich, endlich — nachdem Frankreich vier Jahrhunderte lang — als Königreich, als Republik, als Kaisertum, Raubkriege gegen Deutschland geführt, ihm blühende Gaue ausgeraubt und verwüstet, ihm Städte und Provinzen entrissen hatte! Wiederholt war es auf die Zerstörung des deutschen Namens ausgegangen, und nun war zum Erstaunen der ganzen Welt die Vergeltung mit Donnerschritt dahergekommen.

Und kann es nicht wie eine Ironie in der Völkergeschichte gelten? In demselben Versailles, das der vierzehnte Ludwig, gleichsam als wie ein Denkmal der Demütigung des alten deutschen Reiches errichtet hatte, ist der Bundesfeldherr der Deutschen, der Preußenkönig Wilhelm, der Besieger Frankreichs, am 18. Januar 1871 zum Kaiser des neuen deutschen Reiches ausgerufen worden!

Auch in Frankfurt waren es bewegte Zeiten gewesen. Wie man in „affenartiger Geschwindigkeit" im Sommer 1870 die Truppen von Norden herunter über Frankfurt geführt hatte,

wo eine jubelnde Menge an den Bahnhöfen Liebesgaben für die wackren Streiter verabreichte, so geschwind waren auch noch immer dort herrschender Groll und Verbitterung zum Schweigen gebracht worden. Zogen doch auch wackerer Frankfurter Mütter prächtige Söhne in lodernd entfachtem Patriotismus mit gegen den Erbfeind in welsches Land, vollwertig mitkämpfend in den Reihen der deutschen Brüder, zur Sicherung des Vaterlandes, des heimischen Herdes. Auch sie haben Deutschlands neuerstandene Größe mit ihrem Blut erringen helfen!

Viel Einquartierung hat Frankfurt in der Zeit beherbergt, und es ist nicht mehr darnach gesehen worden, aus welchen deutschen Gauen die wackeren Krieger gebürtig waren. Darin konnte man so recht den Umschwung der Gefühle erkennen. Aber auch Rothosen gab es später zu sehen, die als Gefangene eingebracht wurden — sie sollen sich in der Mainstadt nicht schlecht befunden haben.

Noch einmal aber blickte die ganze Welt nach Frankfurt hin: als der eiserne Bismarck mit dröhnenden Tritten in seine ihm so wohlbekannten Mauern trat und im „Schwan" auf dem Steinweg der Frieden zwischen Deutschland und Frankreich geschlossen, die Früchte geerntet wurden, die aus dem Blute von Germanias besten Söhnen entsprossen waren.

Das war der 10. Mai 1871.

Das letzte Kapitel des mit Blut geschriebenen Buches — freilich nur eine Seite im Weltenbuche, in dem Klio, die Ewige, unentwegt mit ehernem Griffel einzeichnet. Aber eine so vollwertige Seite, wie sie nur je eine hineingeschrieben. Darinnen hat Deutschland ein für alle Male dokumentiert, daß, wie es seine eigene Nationalität auf dem Felde des Gedankens glorreich bethätigte, es sie ebenso glorreich materiell bethätigte, durch die Verwirklichung des großen Gedankens der deutschen Einheit, ein Gedanke, der da ist die Frucht einer seit mehr als einem Jahrhundert zählenden Kulturarbeit, an der Philosophie, Historik, Poesie und Musik, die ganze Wissenschaft des ideell gebildetsten Volkes der Erde gearbeitet haben!

XXII.

Im Jahre 1871 wurde Euler zum Justizrat, des ersten in Frankfurt, ernannt. Im folgenden Jahre tagte der X. deutsche Juristentag daselbst. Zu dieser Gelegenheit wurde Euler das Verfassen der Festschrift übertragen. Er wählte hierzu als Gegenstand die „Rechtsgeschichte der Stadt Frankfurt". Sie gilt für sein bedeutendstes Werk, und nicht nur für den Juristen, sondern auch für den Geschichtsforscher soll es von unberechenbarem Wert sein, da es eine Übersicht der Rechtsgeschichte von der ältesten Zeit der Stadt bis auf die Gegenwart giebt, wie sie wohl nur wenige Städte besitzen.

Im Jahre 1882 beging der Verein für Geschichte und Altertumskunde das 25jährige Jubiläum seines Bestehens. Als ebenso langer Präsident desselben, war es auch für Euler ein schönes Fest, das ihm den Dank und die Ehrung der Vaterstadt in reichem Maße eintrug. Am 20. Oktober 1877 wurde ihm der rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen.

Nach den Kriegsjahren war die Entwicklung der Stadt mit Riesenschritten vorangegangen. Die ängstlichen Fragen von Anno 1866 waren glänzend gelöst worden. Einen gewaltigen Aufschwung von Industrie und Handel zeitigte der Nimbus des mächtig entstandenen deutschen Kaiserreichs. Im Schutze eines solchen fühlte sich jeder Bürger geborgen, regte sich jeder kraftvoll zum „Wagen und Winnen"!

In Frankfurt fiel viel Altes und blühte Neues aus den Ruinen.

Der kurz nach 1866 ins Leben gerufene Palmengarten entwickelte sich mächtig. Wie die Palmen des früheren regierenden Herzogs von Nassau sich fest im Frankfurter Boden einwurzelten, so saß die ganze Schöpfung fest in den Herzen der Bürger, deren Stolz sie ward und denen sie schöne Genüsse bot.

Der Zoologische Garten war auf die Pfingstweide verlegt worden, wo größerer Raum ihm bessere Gelegenheit zur Fortentwicklung bot. Damit verlor auch die von 1848 her historisch denkwürdige Pfingstweide ihren alten Charakter. Noch eine mächtige alte Linde mit breitem Geäste ist stehen geblieben aus der Reihe derjenigen, unter welchen Fürst Lichnowsky und Graf Auerswald von der tödlichen Kugel getroffen wurden*) am 18. September 1848.

Von der Bockenheimer Chaussee ausgehend, bildeten sich ganze Quartiere mit eleganten Villen, die sich bis zur Grüneburg zogen, der Besitzung Rothschilds. Der weiße Hirsch war niedergelegt worden. Da, wo ein Bildungsort für mehrere Generationen gewesen, erhob sich der Prachtbau des Frankfurter Hofes; aus den enormen Gärten entstanden Bethmann-, Friedens-, Kaiser- und Kirchnerstraße. Der Durchbruch des Roßmarktes schaffte der Kaiserstraße Raum für ihre Prachtbauten. Ein ganz neues, das eleganteste Stadtviertel, erhob sich in kurzer Zeit. Das große prächtige Opernhaus, dem ein Teil der Wallgärten und der Promenade zum Opfer fiel, wuchs imponierend auf dem geschaffenen freien Platze empor, einen Hauptanziehungsort für Einheimische und Fremde bildend. Jenseits des Maines wurde der Ornamentalbau des neuen Städelschen Institutes errichtet, denn das alte Haus auf der neuen Mainzerstraße, in welchem später das Gewerbemuseum geschaffen wurde, konnte die immer reicher anwachsenden Kunstschätze nicht mehr unterbringen. Eine der gewaltigsten Veränderungen aber brachte das Eingehen der alten Bahnhöfe und das Entstehen des neuen, der seinesgleichen sucht, mit sich. Enormes Gelände wurde hierdurch zur Bebauung freigelegt. Ein neues Frankfurt trat dort zu Tage.

Am 2. Dezember 1878 schied Eulers Schwager, Pfarrer Anton Wehner, aus dem Leben. Am 19. Januar 1879 sein Schwager Konsistorialrat Senior Dr. Steitz. Am 17. März 1880, 86 Jahre alt, Frau Konsistorialrat Sibylla Rehbock. Das gab

*) In der Bethmannschen Villa am Friedbergerthor war der Verwundete aufgenommen, und bis zu seinem Hinscheiden verpflegt worden.

klaffende, unersetzliche Lücken in dem Familienkreis, tiefempfunden von allen. Auch Euler hatte angefangen zu kränkeln. Selbst seine robuste Konstitution konnte der durch ein Menschenleben hindurchgegangenen Überarbeitung nicht ungestraft Trotz bieten. Häufiger auftretende Schwindelanfälle mahnten zur Vorsicht, zur Einschränkung der Thätigkeit. Das war für Euler, den Unermüdlichen, nie Unthätigen, etwas Schreckliches. Er wehrte sich dagegen, ward ungeduldig bei den inständigen Bitten der Seinen, die mit schweren Sorgen das geliebte Familienoberhaupt beobachteten. Die Wissenschaft hielt ihn unverändert weiter in angestrengter Thätigkeit, wenn er auch in der juristischen und notariellen Arbeit einige Einschränkungen machte. Im Mai des Jahres 1883 nahm er noch in Berlin teil an der Generalversammlung der Centraldirektion der Monumenta Germaniae historica. Kurz vorher, am 5. Januar 1883 zur Feier von Jakob Grimms hundertjährigem Geburtstage seitens der juristischen Gesellschaft, hatte er die Festrede ausgearbeitet und gehalten. Wer sie gehört oder studiert hat, der wird es begreifen, daß sie dem Verfasser eine bedeutende Geistesarbeit zu bewältigen gegeben hatte. Euler hat zum erstenmale der Schreiberin dieses zugestanden, daß er nicht mehr über die lebenslang gewohnte Leichtigkeit im Arbeiten verfügen hatte können.

Das Fest seines 50jährigen Doktorjubiläums am 8. August 1884 hatte er freilich noch ungebeugt im Kreise der Familie im Brönnerstraßenhaus gefeiert. In seiner bescheidenen Weise nahm er dorten alle die vielen Ehrungen entgegen, die ihm zahlreiche Vereine und Freunde aus Nah und Fern darbrachten. An dem Tage wurde ihm der Rote Adler-Orden III. Klasse mit der Schleife verliehen. Eine besondere Freude aber gewährte es ihm, daß ihm an diesem Tage der erste Band des durch das Böhmersche Testament ins Leben gerufenen Werkes, die Herausgabe geschichtlicher Quellen, überreicht wurde, an dem er selber mit unermüdlichem Eifer thätig gewesen war! Im Frühsommer 1883 trat die schwere Krankheit auf, deren Anzeichen Euler, trotz aller Bitten der Seinen, nicht ernst hatte achten wollen — eine akute Nierenentzündung der schlimmsten Art. Der überar-

beitete Kopf des Kranken litt am schwersten. Das in diese Zeit fallende 50jährige Staatsjubiläum am 17. Juni mußte darum in aller Stille begangen werden. Die zunehmende Krankheit rief Schreiberin dieses in das Elternhaus, wo sie in langen Wochen voll bangster Sorgen die Pflege des geliebten Kranken übernommen hatte, Tag und Nacht nicht von ihm weichend, bis die Ärzte eine Überführung in eine Nervenheilanstalt anempfahlen. In der Ruhe und herrlichen Luft von Ahrweiler erholte sich der Patient schneller wieder, als man zu hoffen gewagt hatte; seine kräftige Konstitution schien einen vollständigen Sieg davontragen zu wollen. Die Familienmitglieder fanden ihn in neugewonnener Frische vor, als sie ihn im Herbste besuchten, und glückliche Tage mit ihm verbrachten. Er freute sich auf baldiges Heimkommen, auf die ihm so liebe Thätigkeit, und so ward seine Abreise festgesetzt. Da beging er hinter dem Rücken des Arztes eine große Unvorsichtigkeit. Das wundervolle Herbstwetter, warmer Sonnenschein lockten den an tägliche Flußbäder von Frankfurt her Gewohnten, zu einem Bade in der Ahr, diesem krystallklaren, eiskalten Bergflüßchen. Einige Tage später fühlte er, daheim wieder eingelebt, Beklemmungen. Sie hinderten ihn zuerst nicht daran, Besuche zu machen, und noch einen genußreichen Spaziergang durch die geliebte Vaterstadt zu unternehmen, sich an so viel Neuentstandenem freuend. Als wenn er alles noch einmal hätte wiedersehen und als Bild in seiner Seele mit fortnehmen mögen! Denn das war sein letzter Gang gewesen! Sein Befinden verschlimmerte sich von da an so rasch, daß die Essener Tochter telegraphisch zur Pflege herbeigerufen wurde. Er war noch auf als sie ankam, geistig frisch, noch Pläne machend für die Arbeitseinteilung in der Zukunft. Aber ein heftiges Asthma quälte ihn. Schon am folgenden Tage trat zunehmende Schwäche und Schlafsucht ein, beim Erwachen immer quälendere Atemsbeschwerden. Der Arzt verhehlte nicht, daß es zu Ende gehe — die andern Kinder kamen. An einem der letzten Tage der Krankheit wurde ihm noch die Freude zu teil, daß die Mitteilung seiner Ernennung zum Geheimen Justizrat, die seiner schweren, nach Berlin gemeldeten Erkrankung halber im

Juni nicht erfolgt war, nunmehr von dorten aus in Frankfurt sei angemeldet worden. Dem Überbringer der Botschaft hatte er noch, lächelnd, gütig die Hand gedrückt und seine Freude ausgesprochen.

Am Nachmittag des 17. November 1883 schwanden die Kräfte zusehends. Er sprach leise von schöner Musik und duftenden Blumen. Ein milder Friede lag über ihm und verklärte seine edlen Züge in ergreifender Weise. Bitterlich weinend umstanden ihn die Seinen und der alte Hausarzt. Gegen Abend breitete der Tod seine dunklen Schwingen über das Lager des Kranken aus, ihm ein leichtes, friedevolles Ende gewährend — fast unmerkbar für die tieferschütterten Umstehenden, die den treusten Gatten und Vater verloren hatten. Er war 72 Jahre und 7 Monate alt geworden.

Zwei Jahre später ward die kostbare Bibliothek des Heimgegangenen nach Nürnberg ins Germanische Museum überführt. Er selber hatte keine Bestimmungen hierüber hinterlassen, wohl aber gelegentlich geäußert, daß das von ihm während eines langen Menschenlebens mit solcher Liebe Gesammelte als ein Ganzes erhalten bleiben möge. Hatte er doch nach einzelnen Werken, die zur Vervollständigung einer wissenschaftlichen Abteilung gehörten, jahrelang gesucht, um ein lückenloses Ganzes zu schaffen. Schreiberin hat an einer anderen Stelle über den schönen und nutzbringenden Verbleib der Bücherei berichtet. So befriedigend derselbe an und für sich ist, so hat sie es doch persönlich nie verschmerzen können, daß die Sammlung nicht in den Besitz der Stadt Frankfurt gekommen ist, was gewiß noch mehr im Sinne des Verstorbenen gewesen wäre, der doch ein so treuer, echter Sohn der geliebten Vaterstadt war, deren Geschichtserforschung die beste Kraft seines Lebens gegolten hat.

Schreiberin hat das Elternhaus nie wieder ohne tiefe Wehmut betreten können. Was ihm lebenslang die Signatur aufgedrückt hatte, unter der sie, heranwachsend, reichen geistigen Gewinn gezogen, die Bücherschätze, sie hat deren Weggang nie verwinden können!

Durch den alten Peterskirchhof, an dessen Mauerwand,

am Eulersgärtchen, das Epitaphium der alten von Bethmanns liegt, führt schon lange ein breiter Straßenweg, als Verbindung nach der verkehrsreichen Schäfergasse zum Friedbergerthor, hinter welchem eine ganze Stadt entstanden!

Die alte Peterskirche, deren Glockenton die Eulerskinder zur Schule getrieben hatte, mußte fallen, um dem Wogen und Treiben dorten herum Platz zu schaffen. Eine schöne neue Peterskirche, in dem hinteren Teile des Friedhofes, auf aufgefülltem Erdreich stattlich emporragend, hat sie ersetzt in würdigster Weise. Wie still war es früher in der Brönnerstraße. Nur der in der Senckenbergstraße liegende Bau der damaligen „Effekten-Sozietät" brachte allmittaglich Leben hinein. Neben dieser waren schöne Gärten mit alten Bäumen und blühenden Nägelchenbüschen gewesen, die so tief über die Gartenmauer hingen, daß die Kinder, darnach springend, sie pflücken konnten. Jetzt stehen vierstöckige Geschäftshäuser dorten, ist es ein Geschäftsviertel geworden, voller Trubel.

Der früher so oft, auch von Euler, angestrebte Durchbruch der Brönnerstraße nach der Zeile, der stets an dem Kostenpunkt, der Forderung für den großen Hof, welcher mehr wie 30 Familien beobdachte, scheiterte, sowie die Verbreiterung der Stiftsstraße sind nun auch zur Wirklichkeit geworden. Das alte Eulersche Haus schaut jetzt direkt auf die Zeile hin — Luft und Licht — das ist der Wahlspruch der Neuzeit. — Schöner war es doch, als damals dorten die kleinen Eulersmädels Seilchen sprangen, Stelzen liefen und Drehtöpfe tanzen ließen! Und nächstens wird eine breite Fahrstraße da durchführen, und das Bedürfnis einer Straßenbahn immer dringender hervortreten. Liebe alte Frau Aja! es wird immer lauter um Dein Ruheplätzchen herum werden — das Frankfurter Gelehrte, darunter auch Euler, Volger, Steitz ꝛc., durch gelungene Forschungen an der Mauer des Peterskirchhofes als Deine wirkliche Grabstätte anfangs der 1880er Jahre endgültig festgestellt haben! Aber wie ist seitdem Dein Ansehen in Frankfurt gewachsen, die Liebe zu Deinem kernigen, prächtigen, klugen Wesen, das nicht nur Deine ganze Häuslichkeit, sondern auch Deinen großen Sohn durchflutete, in dem wir so viel von der

Mutter wiederfinden. Möge man in einem Denkmal für Dich neben der Dichtermutter auch den Typ der echten, alten Frankfurter Bürgerin ehren, des bald nur noch vom Hörensagen bekannten.

Die Lebenden rücken den Toten gar mächtig auf den Leib; viel Platz brauchen jene, für diese ist nicht mehr viel übrig auf der menschenvollen Erde!

Schluß.

Generationen kommen und gehen! Sie thaten es auch in diesen Blättern! Nicht mehr allzuviel derer sind da, die sich noch des alten, freireichsstädtischen Frankfurts erinnern, denen sein trautes Bild aus viel kleinerem Rahmen lebenswarm entgegenschaut! Sie, die noch da sind, sagen, gemütlicher sei es in dem neuen, größeren nicht geworden!

Schreiberin selber sitzt zur Dämmerstunde manchmal sinnend im Großvaterstuhle und läßt das liebe, alte Frankfurt Revue passieren vor ihrem Geiste. Die, so nach ihr und ihren Altersgenossen kommen, wissen schon nicht mehr allzuviel vom Gewesenen. Wir Alten aber, wir halten es lieb und wert, wie einen teuren Begrabenen! Es ist ja doch ein eigenes Gefühl, so warm noch des Gewesenen zu denken, daß man meint, man stehe noch mitten drinnen, und doch zu sehen, wie es täglich mehr schwindet, wie sich überlebt hat, was uns so viel lieb und teuer war. Hunderttausende, die nichts vom Alten mehr wissen, schieben und drängen sich durch die Stätten, wollen Luft und Licht, Arbeit und Genuß. Immer mehr Raum bedarf die mächtig heranwachsende Menschheit.

Sie rechnen klüglich aus, wie lange der noch jetzt freie Raum in der nächsten Nähe der Stadt ausreicht, für die jährlich 5—6000 Einwohner mehr zählende Großstadt! Wenig Gelände nur ist in nächster Nähe der Stadt noch frei. Ein paar große Wiesen noch, und Bockenheim ist ganz mit Frankfurt vereinigt. Der Stadtwald, unser Stolz und unsre Lebensfreude, setzt nach der anderen Seite ein Ziel. Wer uns damals gesagt hätte, als wir durch staubigen Feldweg im Gänsemarsch hinausmarschierten, daß dorten ein Villenquartier, ein Hippodrom, ein großer eleganter Rennplatz, eine prachtvolle breite Chaussee mit schattigen Banketts, ein Korsofahren bei Musik entstehen würde — und nun gar

eine Dampfwaldbahn und eine elektrische, fast bis zum Walde führende — wir würden, wie einem Feenmärchen mit großen Augen gelauscht haben!

Geht man jetzt über den Sachsenhäuser Berg, welch ein verändertes Städtebild bietet sich dem Auge dar! Der Taunus rückt näher heran, weil ihm so mächtig zu Leibe gegangen wird.

Wer noch des alten Schlachthauses am Mainkai gedenkt, des nicht gerade Wohlgerüche gespendet habenden, und vergleicht damit das Schlachthofviertel jenseits, dem kann da allein schon der Maßstab des damaligen und heutigen Getriebes vor Augen treten. Aber wie Wenige nur erinnern sich noch des Alten! Jetzt fällt um den kunstvoll ausgebauten Dom herum nieder, was jahrhundertelang ihn dicht benachbart hat. Luft für die Altstadt, das ist das Losungswort, dem man die Berechtigung nicht absprechen kann. Anheimelnd schaut nur noch der alte Mühlberg herunter — da ist noch manches unverändert, da ist noch Raum! Unverändert liegt da noch die große prächtige Besitzung der Baronin von Villani mit den herrlichen Gärten voller alter Bäume, der hochgelegenen Terrasse, von welcher aus man weit über Frankfurt hinaus, mainauf- und -abwärts blickt, und auf der so mancher alte Frankfurter gesessen hat von denen, die nun in kühler Erde ruhen. Auch Euler und Wehner haben von dort gar manchem Sonnenuntergange zugeschaut, in angeregten Gesprächen mit der Herrin des Hauses sich der schönen lieben Vaterstadt freuend. Sie, die das alte Frankfurt, die lebenslange Heimat, so sehr liebte, sie hat manchem alten, unvergessenen Frankfurter, auch den beiden Vorgenannten, in treuem Erinnern nachgetrauert, bis kürzlich auch sie in die Reihe derer eingetreten ist, die da waren, und mit denen ein Stück ehrwürdiges Altfrankfurt mehr von der Erde fortgewischt ist. Zu Füßen der alten Besitzung hat sich freilich statt des früheren grünen Geländes ein Häusermeer gebildet, hohe, bis unter die Dächer bewohnte Häuser, ein Zeichen der sich hier wie überall drängenden Bevölkerung, die den Ausblick nach der gegenüberliegenden Stadt, der früher ein so freier und schöner war, beeinträchtigen. Geht man aber weiter hinauf, und kommt man zur Lenzzeit in weit sich

dehnende Felder, in denen die Pracht der im Blütenschnee prangenden Obstbäume sich dem alljährlich aufs neue entzückten Auge darbietet, da möchte man wünschen, daß hier keine häusermeerebauenden Menschenhände hinkommen möchten, daß unberührt bliebe, was in reicher Fülle dem fruchtbaren Boden abgewonnen wird, und was von jeher eine Quelle des Wohllebens und der Erwerbsthätigkeit der Frankfurter und Sachsenhäuser war! Auch am Maine, nach Oberrad zu, zieht sich noch ein gut Stück schöner Gärtnerei hin, Gemüsezucht, für die Frankfurt immer berühmt war. Niederrad aber, Oberrad und Seckbach gegenüber sind eingemeindet — wie lange wird es noch dauern, so sind auch Eschersheim und Ginnheim Vorstädte. Dort hinaus ist noch viel Platz für kommende Menschenströme. Im Geiste sehe ich es wachsen, das gottbegnadete, schöne Frankfurt, weiter und weiter hinaus — eine Riesenstadt baut sich vor meinem geistigen Auge auf — die Zukunft der Generationen auf Jahrhunderte hinaus! Der Typus aber des alten Frankfurters, der ist bald eingesargt und begraben, und mit ihm die alten Ideen, und das Zöpflein, das er doch immer stolz getragen.

Wie in den nächsten Jahren ein neues Schauspielhaus neuen Dichtern und Poeten immer mehr Raum, den alten immer weniger einräumen wird, wie unser ehrwürdiges altes, in dem noch Frau Aja lebens- und kunstfreudig die damalige Kunst beklatschte, zum Gerümpel werden wird, so wird es auch den noch übrigen Alt-Frankfurtern ergehen! Gerümpel wird alles, im Lauf der nie rastenden Zeit!

Man sagt, sie hastet heutzutage unter dem Zeichen der Elektrizität noch schneller wie je dahin!

Die Jugend von heute kennt es nicht anders — wir Alten aber haben das Staunen noch nicht verlernt!

Diesen wenigen Alten aber weihe ich dies Büchlein von 1796 bis 1901.

Inhalts-Übersicht.

Seite

I. Die Urgroßeltern Euler. — Paul Leonhard Euler. — Die Pfalz Anno 1793. — Brief der Homburger Bürger. — Brief von Dern an Euler 1793. 5

II. Geschichte der Pfalz. — Kaiser Joseph II. und Kurfürst Carl Theodor. — Friedrich II. von Preußen. — Der Friede zu Teschen. Geschichte der Pfalz bis 1789. 12

III. Herzog Carl II. — Invasion der Franzosen und Neufranken. — Flucht der Familie Euler nach Frankfurt a. M. 16

IV. Eulers im Strauß. — Familie Bethmann. — Brief der Frau Bethmann-Schaaf. — 1796. — Die Pfalz Anno 1795. — Louis Euler 1797. — Philippine Euler. — Heinrich Euler. — Historisches aus Frankfurt. — Das Pfarreisen. — Rattenhäuschen. — Alte Brücke. 18

V. Dr. jur. Louis Euler. — Heinrich Euler, im Bankhaus Bethmann und Major der Bürgergarde. — Philippine Euler und Frau von Bethmann. — Simon Moritz von Bethmann. — Das Haus Bethmann. — Frau Rätin Goethe und Frau von Staël. — Im Basler Hof. — Frau von Bethmann, geb. Boode. — Frau von Bethmann-Schaaf †. — Simon Moritz von Bethmann †. — Napoleon in Frankfurt. — Die Pfingstweide. — Reisbreifeste. — Philippine Euler †. — Frau von Bihl. — Louis Euler bis 1832. 29

VI. Die Wolkenburg auf dem Krautmarkt. — Sophie Louise Euler geb. Goullet. — Die Söhne Kling. — Dannecker in Frankfurt bei Eulers und Bethmanns. — Ariadne. — Heinrich Ludwig Euler 1813. — Die Messen. — Euler in der Buchgasse — in Heidelberg. 34

VII Das Pfarrhaus in der Schulstraße. — Familie Rehbock. — Pfarrer Dietz und Frau geb. von Hilten. — Der Bürgerkapitän. . . . 38

VIII. Frau Eulers Besuch. — Pfarrer Vogel, Kandidat Wehner. . 42

IX. Louis Euler im Pfarrhaus. — Pfarrer Stein, Vömel. — Gallus. — Hermann Hilliger. — Der weiße Hirsch. . . . 47

X. Taschenbücher für Damen 1798. — Verlobung. 49

XI. Der weiße Hirsch. — Die alten Hirschgräben 1399. — Maler Oppenheim. — Wilhelm Kilzer. 51

XII. Eulers Wagenunglück mit Scharffs 1834. — Höllgasse 199. — Heirat. 54

Seite.

XIII. Pfarrer Vogel. — Über die Baarfußen. — Pfarrer Wehner. — Direktor Carl Vogel. — Keramik. 56

XIV. Dr. Pfarrer Steitz. — Staatsrat Steitz. — Dalberg und Steitz. — Euler und Steitz. — Steitz und Ritschl. — Konsistorialrat Rehbock. — Pfarrer Wehner an der Paulskirche. — Die Kunst im Rehbockschen Hause. — Von der Launitz. — Philipp Winterwerb. — Rehbocks im Bürgerverein. — Die Enkel. — Ausflüge. 58

XV. Die grüne Lind. — Hofmann und Schöffer in Amsterdam. — Alexander Rehbock. — Becker und Frau. — Professor Theodor Rehbock. — Reisen für Krupp und Regierung. — Rehbock Professor in Karlsruhe. — Steitz heiratet Caroline Rehbock. — Ritschl heiratet Ida Rehbock. — Steitz's bei Bismarcks. — Pfarrer Basse. — Kurfürst von Hessen-Kassel und Gräfin Reichenbach. — Konsistorialrat Rehbock †. Sibylla Rehbock in Amsterdam. — Dr. Christoph Rehbock. 61

XVI. Dr. Louis Euler. — Jacob Grimm. — Oberhof und Battonn. — Heinrich Euler †. — Der Sandhof. — Gustav Adolph von Schweden und die Herrn von Holzhausen 1633. — Die Bleichgärten. — Vauxhall. — Hinter der Rose. — Mummsches Haus. — Brönnerstraße. — Unter den Schirnen. — Peterskirchhof — Sophie und Bertha Hoffmann. — Der Braunfels. — Wilhelm Kilzer bei Schierenbergs. — Schillers 100. Geburtstag. — Das Freie Deutsche Hochstift. — Der Paradeplatz. — Der Main. — Die Stadtwälder. — Reformierte Kirche. — Die Bücher im Eulerschen Hause. — Erstes deutsches Bundesschießen 1862. . 65

XVII. Euler 1860—66. — Der Altertumsverein. — Heinrich Euler und seine drei Söhne. — Reise auf den Eugensberg zu Graf Reichenbach-Lessonitz. — Prag. — Aus der Poetikstunde von Dr. Presber. — Der Fürstentag. 74

XVIII. Der Bundestag. — Das Straßenleben. — Theater und Concerte. — Zoologischer Garten auf der Bockenheimer Chaussee. — Das Forsthaus. — Der Taunus. 82

XIX Reise nach Essen. — Erlebnis in Düsseldorf. — Essener Gastfreunde. — Die Kuxen. — Zeche Dorstfeld. — Der Bergbau Anno 1872 — Carl Gustav Schulz. — Krupp. — Chateau Beaulieu. — In Amsterdam. — 1866. — Im Brönnerstraßen-Gärtchen. — Politisches aus 1866. — Reise nach Essen. — Die Cholera. — Die Eulersmädels in Gefahr. — Dombrand 1867. — Der Pfarrturm. — König Wilhelm in Frankfurt 87

XX. Die St. Bartholomäusdomkirche seit 874. — Frankfurt nach 1866. 96

XXI. Euler, Dombaupräsident. — Königin Augusta. — Sophie Louise Euler †. — Eulers Bibliothek. — Anno 1870. — Vatikanisches Konzil. — Unfehlbarkeitsdogma. — Französische Kriegserklärung.

Seite.

— Der Krieg. — Versailles. — Frankfurt 1870—71. — Der Friedensschluß. 98

XXII. Justizrat Euler. — X. Juristentag. — Festschrift. — 25. Jubiläum des Altertumsvereins. — Palmengarten. — Zoologischer Garten. — Lichnowsky und Auerswald †. — Weiße Hirsch verschwunden. — Neue Quartiere. — Opernhaus. — Bahnhöfe. — Außenstadt. — Wehner †. — Steitz †. — Euler 1885 in Berlin. — Jakob Grimm-Feier. — Eulers Dr.-Jubiläum 1884 — Eulers Krankheit. — Ordensverleihungen. — Geheimratstitel. — Eulers Tod. — Bibliothek in Nürnberg. — Der alte Peterskirchhof. — Peterskirche. — Bethmanns Epitaphien. — Die kleinen Eulersmädels. — Frau Ajas Ruheplätzchen im Getriebe der Zukunft und ihr Denkmal 102

Schlußbetrachtungen. — Gruß den alten Frankfurtern! . 109

Druckberichtigung.

Auf dem Porträtblatt lies: Ritschl statt Ritschel.
Auf Seite 23 Zeile 5 von unten lies: Parente statt Pareute.
Auf Seite 24 Zeile 16 und 17 lies: Bockenheimer Porthen statt Poothen.
Auf dem Silhouettenblatt zu Seite 39 lies: Hilten statt Hitten.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21342 1768

Do Not
Circulate